

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 66 (1939)

Artikel: Die Appenzeller Wirtschaftsgesinnung
Autor: Egger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-274706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Die
Appenzeller
Wirtschafts-
Gesinnung.**

Von
**Alfred Egger
(Wolfhalden)**



I. Die eigenartige Einwirkung der Textilindustrie auf die Appenzeller	1
II. Die hohe Auffassung vom Einzelnen, Selbständigen, Freien	31
III. Macht über sich selbst	58
IV. Der relativ stärkere Anteil der Ausserrhoder am Kapitalbesitz und an den leitenden beruflichen Stellungen, verglichen mit den Innerrhodern	88
V. Die moderne wirtschaftliche Vorherrschaft und finanzielle Uebermacht der Städte	105
VI. Die eigentümliche appenzellische Wirtschaftszähigkeit	118

I.

Der Nobelpreisträger Dr. Alexis Carrel übersandte dem amerikanischen Verband der Lebensversicherungs-Direktoren einen bedeutsamen Bericht über die Frage der Verlängerung des menschlichen Lebens. Dr. Carrel unterwarf zwei Mäusevölker mehrere Generationen hindurch einer sehr kargen Diät. Das Resultat war, dass die Mäuse kleiner und stärker wurden, ausserdem aber viel intelligenter als ihre Artgenossen, und ihre Lebensdauer stieg um 17 Prozent.

Nun, bevor es eine Stickereiindustrie gab, an die man zumeist denkt, war Ausserrhoden, eher bescheiden gesagt, über mindestens drei Jahrhunderte *ein klassisches Weberland*, und an der Diät fehlte es den Weibern oft nicht. Eine alte Appenzeller Weberin pflegte jeweils zu sagen, wenn sie nur eine Suppe zu Mittag ass, aber Besuch erhielt, sie habe »halt drei Trachten: zerst nütz, denn e Soppe ond denn wieder nütz«.

Mit dem Aelterwerden stimmt es auch: nach einer Untersuchung von Prof. W. Friedli¹⁾ werden die Appenzeller um einen *chtel* älter als die Schweizer im Durchschnitt, was auch verständlicher macht, warum Ausserrhoden in der Altersversicherung unter den Kantonen bahnbrechend voranging.

Auch mit dem Kleinerwerden trifft es zu, worüber die Ergebnisse der sanitarischen Rekrutenprüfungen genaue Auskunft geben: der appenzellische Prozentsatz z. B. der Fettleibigen, Krampfadrigen, Plattfüssigen, Schweissfüssigen, Verdauungsleidenden, Rheumatiker und Schwindsüchtigen steht unter dem schweizerischen Durchschnitt, der Prozentsatz der Kleinen dagegen weit darüber²⁾. Als eine ältere Appenzellerin mit der Brille die vor ihrem Haus vorbeiziehenden Soldaten beschaut und ihr einer zurief: »D'Brille-ab de Nase!«, antwortete sie sogar: »Das chaan i nüüd, bis grösseri Mannschaft chood!«

¹⁾ Zeitschrift für schweiz. Statistik und Volkswirtschaft 1935 und R. Nef ebenda.

²⁾ Dr. P. Wiesmann, Untersuchungen . . . 1883—1902, App. Jahrbuch 1904. Major H. Ruckstuhl, Die Pflege des Turnens und dessen staatliche Förderung im Kanton Appenzell A. Rh., Zeitschr. für schweiz. Statistik u. Volkswirtschaft, 1909.

Ebenso gehört das Zähesein in die Vorstellung des typisch Appenzellischen. »Wie der 99-Jährige«, schreibt der Innerrhoder Jahrbuchchronist, »war auch der 97-Jährige ein kleines, unscheinbares Männlein, zäh wie Draht und stark in Charakter und Gesinnung bis ins hohe Alter. Mit 85 Jahren hat er in seinem Berggütlein noch rüstig gemäht, und ,s'het em ghkaue wie amene Junge'. Mit über 90 Jahren ist der ,Tonisbueb' noch einmal auf unseren Säntis gestiegen, und als man ihn darob bewunderte, tat er kaltblütig den Ausspruch: ,Jo, nebes Bsonderigs ischt jetzt das no nüüd'.«

Da wäre denn sogar die Annahme nicht einmal so unbescheiden, es stimme teilweise auch mit der Intelligenz, mit der Gesinnung, alles ohne Garantie für die Dosierung der »Diät« und der Nebenumstände und gewiss nicht als manchesterliche Herausforderung.

Und nun das Problem: *Woher röhrt denn bei den Appenzellern jene abwechslungsweise »Diät«?* Mit andern Worten:

Wie konnte gerade die Textilindustrie so eigenartig einwirken auf das Appenzellervolk?

(1) Ein Jahrhundert nur sei aus der langen Zeit¹⁾ herausgegriffen, die Jahrgänge der Appenzellischen Jahrbücher zur Quelle, möglichst gekürzt, aber vollständig genügend zum Begreifen, was *Weberlos* für ein Los ist, *und dann erst, wenn wir diesen ganz ungeheuren*

Kurvengang

in der Textilindustrie vor Augen haben, begreifen wir jene Abhärtung des Appenzellervolkes.

1746: Aufschwung der Baumwollindustrie besonders im Krieg zwischen Frankreich und England. Aber »nach Abschluss des Friedens geriet der Handel ins Stocken . . .«

1804: »Es gab Weber, welche bei 13 fl. 30 kr. Löhnuung für das Stück den Dienst versagten . . .«

1) Die appenzellische Weberei findet sich ja schon in einer Urkunde von 845, wonach „Weibspersonen, die auf den Höhen wohnten, wollene und leinene Tücher zu eigener und fremder Bekleidung woben“. «1499 bewarb sich die Regierung von Appenzell beim König von Frankreich für die Dauer von 10 Jahren um eine zehntägige Verlängerung der Messfreiheiten in der Stadt Lyon.» Und lange bildeten die Weber, in den besten Zeiten bis ihrer über 10,000, den Hauptteil der appenzellischen Erwerbstätigen.



Phot. Gross.

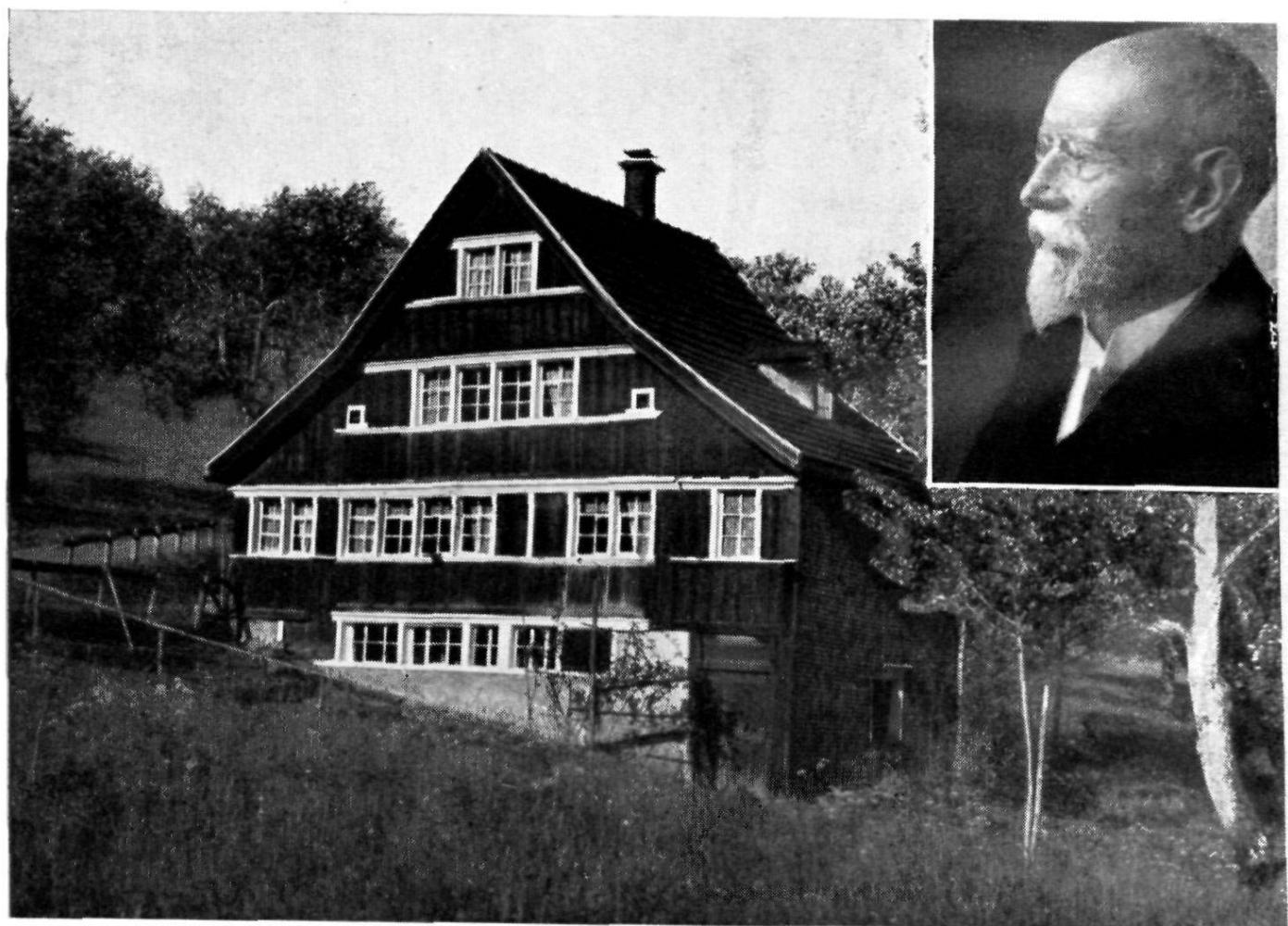
Ueber 900 m hoch gelegene appenzellische Dörfer, die infolge einer ganz ausserordentlichen Industrie-Tradition vor 200 Jahren schon mehr Bewohner zählten als heute. (S. 4 u. 32.) Zugleich eine Ansicht der Dörfer, die im Winter mitunter wochenlang über dem Nebelmeer erstrahlen im frohmütigen Glanz der warmen, hellen Sonne. (S. 138, Landschaft und Gemüt.)



Phot. Manser.

«Jä luegid, do im Berg obe weerd me
känn Speck inne.» (S. 135.) Doch man
betrachte diesen so typischen, ungemein
zähen, beinahe hundertjährigen Appen-
zeller — nochmals ein Ausdruck der am
Ende nicht gar so schlecht wirkenden
«Diät!» (S. 2.)

Einer aus dem mehrfach zitierten, be-
rühmten Togener Industriellen-, Land-
ammänner- und Gelehrtengeschlecht der
Zellweger. (Joh. Casp. Zellweger.)
«Minn Vatter hed e...» (S. 8.)



Der Weberpfarrer und die Welt des Exportes hinter den Kellerfenstern.
Die Welt von über 30 Webergenerationen. (S. 6.)

Phot. Hausamann

1806: »Durch das Verbot Napoleons, gebleichte und gedruckte Baumwolltücher einzuführen, erlitt die Fabrikation wieder einen empfindlichen Schlag... Im November kamen viele Käufer aus Frankreich, und der Schmuggel ging lebhaft...«

1807: »Wer arbeiten wollte und konnte, hatte Verdienst. Weil aber alle englischen Meereshäfen gesperrt waren, stieg der Garnpreis bis um 60 Prozent: die Warenpreise hielten nicht Schritt. Viele Fabrikanten mussten den Beruf aufgeben und sehr viele Weber ihr Brot in fremden Landen suchen...«

1809: »Der Handel geriet gänzlich ins Stocken... Im Spätjahr gab es wieder Arbeit, aber bei geringem Verdienst...«

1810: »Im Sommer florierte der Handel... Im Winter verschärfte Napoleon die Massregeln gegen den Schmuggel...«

1811: »Im Oktober gab es wieder Absatz. Doch bald lähmte die Furcht vor einer Empörung in Paris das Geschäft neuerdings...«

1813: »Alles hatte wieder Arbeit. Als sich aber die alliierten Heere im November der französischen Grenze näherten, stockte der Handel wieder bis im Frühling...«

1815: »Viele Webermeister zogen im Land herum, um Weber zu gewinnen und versprachen diesen schöne Löhne. Die Taglöhner waren fast nicht zu bekommen... Als Napoleon von der Insel Elba in Paris einzog, wieder Krieg und Kriegsgeschrei, panischer Schrecken in der Handelswelt und Stocken... Die Mousseline fiel um 30 bis 40 Prozent...«

1817: »Baumwollstücke, die noch vor kurzem 14 fl. zahlten, galten im Brachmonat nur noch 3 fl.... Man berechnete den durchschnittlichen Tagesverdienst eines Webers auf 6 kr., und ein Pfund Brot kostete 15—30 kr.... In der furchtbaren Not griffen viele zum Bettelstab...«

1824: »Man gab sich der Hoffnung hin, dass unsere Industrie wieder rosigeren Zeiten entgegengenhe. Da brach 1826 eine Krise in New York aus...«

1833: »Wer einige Tausend Franken Geld besass, um einige Webstühle anzukaufen, konnte ein Vermögen machen, ohne viel Kenntnisse von der Weberei zu haben...«

1848: »Auswärtige politische Schläge, Handels- und Geldkrisis, starke schottländische Konkurrenz... In den fünfziger Jahren gewann die Mechanisierung eine solche Ausdehnung, dass der appenzellischen Handweberei die Fabrikation von glatter Mousseline bis zur Garnnummer 100 und Breite 130 cm entrissen wurde...«

Teilweiser Ersatz im Plattstichartikel: »Die Zahl der Stühle verdoppelte sich von 1850—1860 ...«

1857: »setzte wieder eine amerikanische Krise ein... Ueberproduktion... 100er Nollen, welche 1857 noch 20 Fr. zahlten, galten 1860 nur noch 11 Fr. Der Weberlohn fiel von 10 auf 4.50 Fr.... Eine grosse Zahl Fabrikanten mussten den Betrieb einstellen. Die Garnhändler waren genötigt, gewaltige Summen an Guthaben zu streichen...«

1861: »Konflikt zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten. «Die erste Taktik der Nordstaaten ging dahin, den Süden zu Wasser und zu Land gegen Einfuhr und Ausfuhr (Baumwolle) hermetisch abzuschliessen... Die Preise der fertigen Waren zogen ungeheuer an, und die Fabrikanten konnten ihre übergrossen Lager allmählich zu guten Preisen absetzen und waren dem Ruin enthoben...«

1867: »Ein guter Weber konnte wöchentlich bis 20 Fr. verdienen... Bald aber trat wieder eine neue Stockung ein...«

1878: »Der nordamerikanische Markt stellte sich plötzlich mit einem so lebhaften Begehr ein, dass zahlreiche neue Stühle aufgestellt wurden, weil mit den noch vorhandenen Arbeitskräften gar nicht genügend geleistet werden konnte...«

«Dennoch war die neue Herrlichkeit von kurzer Dauer. Es stellten sich Vorzeichen einer neuen Erschlaffung ein, die denn auch in den Jahren 1883 bis 1891 in geradezu entnervender Weise hereingebrochen ist... Wahre Hungerlöhne wurden bezahlt...«

1890: »Gegen Mitte des Jahres wandte sich die Mode wieder dem Plattstich zu... Die vorhandenen alten Lager wurden gänzlich geräumt und Bestellungen auf Monate hinaus gemacht...«

Hundert Jährchen der «guten alten Zeit», und was nach diesem ungeheuren Zickzack von Glanz und Misère kam, haben die meisten von uns selbst mitangesehen, und in der bekannteren Stickerei ging es noch schwungvoller zu und her¹⁾).

Und warum ist ausgerechnet der Gang der Textilindustrie so kurvenhaft?

¹⁾ Ein Blitzlicht auf den neuesten Wellengang des ostschweizerischen Industrielebens. Die mittlere Jahreszunahme der schweizerischen Bevölkerung in den Jahren 1920–30 betrug: Zürich + 13,8 Promille, Basel-Land + 11,7, Obwalden + 10,0, Solothurn + 9,9, Basel-Stadt + 9,7, Zug + 8,6, Aargau + 7,6, Nidwalden + 7,6, Luzern + 6,9, Wallis + 6,2, Glarus + 5,3, Graubünden + 5,3, Tessin + 4,5, Waadt + 4,4, Schwyz + 4,3, Bern + 2,1, Schaffhausen + 1,5, Genf + 0,2, Freiburg + 0,1, Thurgau + 0,1, St. Gallen — 3,2, Appenzell I. Rh — 4,4, Neuenburg — 5,5, Appenzell A. Rh. — 12,3 Promille.

Textilien sind eben leicht, wertvoll, haltbar. Das heisst frühzeitige Transportfähigkeit, grosser Absatzradius, und das wieder bedeutet, dass an einem Punkt der Welt eine Massenindustrie entstehen kann, die arbeitet für die entferntesten Weltteile.

Eine für die entferntesten Weltteile liefernde Massenindustrie aber gestattet die gewaltigsten *technischen Umwälzungen*, die rationellsten Betriebsmethoden mit weitestgehender Kapitalanwendung, Nutzbarmachung der Maschine, Ersetzung von menschlicher Kraft durch technische, Arbeitsteilung, Spezialisierung jeder Unternehmung, ja jeder Gegend und möglichster Zusammenfassung der Betriebe in grosse Unternehmungen, ein Werdegang, der dem »König Konsument« zu immer billigeren Produkten verhilft, die Fabrikationsseite aber fortwährend unter Spannung hält.

Im 20. Jahrhundert erfordert in der Welt allein das Haarschneiden mehr Arbeitskräfte als das Weben all der Kleider, Wäsche, Tücher, Teppiche, Schirme, Cravatten usw., als Folge eines ungewöhnlichen technischen Fortschrittes: des Uebergangs vom Handwerk zum Verlag, vom Verlag zur Fabrik, vom Handwebstuhl zum 3—4 Mal rascher arbeitenden mechanischen Webstuhl, von diesem zu immer moderneren Webmaschinen, die z. B. in der Teppichweberei Dimensionen annehmen bis zu 20 Meter Länge, nebenher der Uebergang vom männlichen Textilarbeiter zum weiblichen *und dann nochmals die Verdrängung auch dieser menschlichen Arbeitskraft durch immer vollkommenere Webautomaten, durch Maschinensäle, die unter Umständen von einer einzigen Fabrikarbeiterin bedient werden können.*

Der französische Journalist Maurice Lachin schreibt in seinem Buch »Japan heute und morgen«: »Die Arbeiter von Lancashire führen 5 oder 6 Webstühle, arbeiten 5 oder 6 Stunden und erhalten einen Wochenlohn von mindestens 2 Pfund. Eine kleine Fabrikarbeiterin von Osaka arbeitet 10 Stunden täglich, kontrolliert 25 Webstühle und erhält einen Wochenlohn von 5 Yen.« Das heisst: die japanische Weberin begnügt sich nicht nur mit einem viel kleineren Lohn, sondern richtet auch noch viel mehr aus als der englische Arbeiter. Und »es verdrängen«, so heisst es im Jahresbericht des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen 1937, S. 60, »billige japanische Gewebe auch schweizerische Stoffe mehr und mehr auf einzelnen Gebieten des Weltmarktes«.

Wie ein Sinnbild wirkt es daher, dass die letzten, sich durch die Qualität haltenden, klassischen, appenzellischen Handweber die Müllergaze weben: die Webergenerationen wurden selbst in der Permanenz und diabolisch wie auf einem Sieb gerüttelt, gerodelt und gemodelt. Selten ein Literat, selten ein Regierungsmann, selten ein Theoretiker hat einen derartigen Anschauungsunterricht durchgemacht wie die Weber, und für manchen Gemeindeabstimmungs-Entscheid ist daher jener Weber eine Art Gleichnis, der, als ihm gemäss der alten Sittenpolizei in der Kirche eine Strafpredigt gehalten wurde, des Dinges endlich überdrüssig rief: »Pfarrer! Thüend den andere au predige, nüd gad meer, Ehr händ jo de Loh au nüd gad vo meer elää!«

Die Weber stellten nicht umsonst den angesehenen Weber-Pfarrer, Nationalrat Howard Eugster, ähnlich wie die rheintalischen Nachbarn ihren beliebten Kräuterpfarrer Künzli. 206 Personen Nachkommenschaft, wie sie der 89jährige Joh. Schweizer von Schwellbrunn hinterliess, ist allerhand. Was aber bedeuten über 30 Webergenerationen, von denen jede folgende mehr geschaukelt wurde und die 25ste bis 30ste in der beruflichen Fortzeugung sachte nachzulassen begann, auf dass die 35ste bis 40ste als Handwebergeschlecht vielleicht aussterben wird und bald niemand mehr an diese einst so grosse Welt des Exportes hinter den Kellerfenstern denkt?

Wer durch die eleganten Strassen einer Weltstadt geht und dort die Farbenschönheit, die feine Zeichnung und den Duft der heutigen Damenkleider vergleicht mit den Gewändern von einst, der hat aber noch eine zweite Ursache des Wellenganges der appenzellischen Industrie vor sich: die erzieherische lukrative *Mode* und den verbessernden, verbilligenden *Stoffersatz*. Die Baumwollweber machten den Leinwandwebern eine derart erdrückende Konkurrenz, dass die Leinwandweberei von St. Gallen-Appenzell, so weltberühmt sie einst war, unter diesem Druck geradezu verschwunden ist, samt den grossen Vermögen darin, und seither wurde ein Fabrikat nach dem andern verdrängt. Die Plattstichweberei, die Erfindung des Appenzellers J. Kd. Altherr, eine geniale Verbindung von Weberei und Stickerei, hat einen grossen Anteil an der früheren Weltbedeutung des Marktes von Sankt

Gallen. Seither haben sich Mode und Handelsverhältnisse derart gewandelt, dass nicht einmal mehr ein Zehntel der früheren Weber Arbeit hat¹⁾), was sich um so katastrophaler auswirkte, als die Plattstichweberei eine ausschliesslich auf das Appenzellerland konzentrierte Erscheinung ist und dieselbe Gegend die Mode auch in der gesamten Stickerei voll auszukosten hat.

Fürs Dritte gab es in der appenzellischen Weberei und Stickerei kaum ein Jahrzehnt, in dem nicht *handelspolitische Massnahmen* in der Welt auch sie schwer getroffen haben: die Erziehungs- und Schutzzölle (die jedem Staat die Chance offen halten, die gewünschte Industrie zu entwickeln) und schliesslich die noch moderneren Kampfmittel der Kontingentierung und der Devisenbewirtschaftung, der Kompen-sation und der Währungsmanipulationen.

Schon Karl Marx zitiert im »Kapital« den Generalgouverneur von Ostindien, welcher 1834—35 konstatierte:

»Das Elend der indischen Handweber findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien.« Der Prozess bestand damals in der Einführung des Dampfwebstuhls. Diese Dampfwebfabriken aber wurden nicht in Indien angelegt, wo die ungeheure Webermasse lag, sondern in England, wodurch der indische Export an Kattun innerhalb weniger Jahre um das Fünfzigfache fiel und die indischen Weber buchstäblich verhungerten.

Was jedoch »hinten in der Türkei« oder noch weiter in Indien vor drei Generationen geschah, was hat das mit den Appenzeller Webern zu tun? Nun, im Jahresbericht 1937 des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen heisst es, dass der Geschäftsgang in der Seidenbeuteltuchweberei im allgemeinen befriedigend war, aber zum Schluss: »Die Befürchtungen sind umso grösser, weil die asiatische Konkurrenz auf einer zunehmenden Anzahl von Märkten zu arbeiten begann und sich dabei niedrigster Verkaufsangebote bedient. Ausserdem macht sich die Konkurrenz aus Staaten, welche ihren Industrien Zuschüsse gewähren, höchst ungünstig bemerkbar.«

1) Man vergegenwärtige sich folgende Dörfer: Laut Statistik des «Textilarbeiter», 1912, zählte die Gemeinde Teufen von 788 Heimarbeitern 640 = 81,2 % Plattstichweber, Hundwil 268 = 67,3 %, Trogen 367 = 62,8 %, Bühler 120 = 62,3 %, Stein 281 = 57,2 % Schwellbrunn 226 = 42,6 %, Gais 182 = 37,5 %, Speicher 202 = 37,7 %, Waldstatt 116 = 34,6 %, Herisau 464 = 28,6 %, Urnäsch 239 = 28,5 % .

Und vermögen Umsicht, Voraussicht, Tatkraft und rechtzeitige Disposition die Industrieabwanderung mehr als hinauszuschieben? Jahrhunderte zeigen, wie es um den Schutz bestellt ist.

Man denke an den weltgeschichtlichen Ausgangspunkt des Seidengewerbes, an China, wo die Todesstrafe bestand auf dem Export von Seidenwurmeiern. Politische Flüchtlinge trugen die Gebergeheimnisse dennoch hinaus. Eine Königin, die ausserhalb des Landes heiratete, brachte Seidenwurmeier in den Blumenkelchen ihres Kopfputzes an ihren neuen Wohnort. Von hier trugen Mönche in Pilgerstäben Seidenwurmeier nach Konstantinopel, und hier angelangt, war durch die Völkerwanderung die Verbreitung im Abendland vollzogen. Schliesslich verdanken sogar die Schweizer ihre Seidenindustrie der Abwanderung, religiösen Flüchtlingen, Italienern, Franzosen, Holländern, die die Seidenindustrie hier teils neu einführten, teils neu belebten. Betrachten wir nun Anfangs- und Endstation dieser Wanderung, den chinesischen Weber, der heute noch hinter seinem Bambusrohr sitzt, und die modernste amerikanische oder russische Textilfabrik, dann sehen wir auch die Lichtseiten der Industriewanderung: eine kaum je geahnte Verbilligung und Verbesserung der Produktion.

Auch hier könne, folgern die Fabrikanten, die letzte Lehre für die Appenzeller Gesinnung nur die sein: gewiss nach Kräften Abwehr, aber vor allem *selbst konkurrenzfähig genug bleiben*, besonders auch mit der schweizerischen Preisebene.

Man beginnt zu ahnen, dass es eine Lebensschule ist, die das Appenzellervolk durchmacht und seit langem: in der Fabrikation brauchte es so etwas wie die Kühnheit und Verwegenheit von Indianern auf einer höhern Linie, und wer weiss, ob das nicht noch beigetragen hat zum hagern Schwung. »Minn Vatter hed e grossi Nase; es gääb e tolli Milechtaase.«

Johann Konrad Zellweger kommt zu folgender Charakterisierung der appenzellischen Geschäftsleute. (Der Kanton Appenzell, S. 76.) Sie »sind im allgemeinen erfinderisch, thätig, oft bis zur Schwindelei unternehmend, dabei sparsam, klug und höchst vorsichtig im Geschäftsleben (Verlagssystem und Kombination mit Landwirtschaft), aber aus Furcht vor Konkurrenz oft auch in hohem Grade verschlossen. Als fleissige Zeitungsleser interessieren sie sich für alles, was in der Welt vorgeht, weil sie nach dem Stand der Weltbegebenheiten ihr Geschäft einzurichten pflegen. Einmal erworbenes Gut wenden sie meist wohl an, besonders in vorgerückterem Alter. Kaum in einem Lande wird auch in der That verhältnismässig so viel Ge-

meinsinn angetroffen. Der Reiche lässt sich oft ungewöhnliche Steuern und Vermächtnisse gefallen...«

Die fetten und mageren Jahre mögen zeitweise verführt haben zur Leichtlebigkeit, scheinen aber noch mehr zu erziehen *zum Wirken und Vorsorgen, solange es Tag ist* (wie wir sehen werden in Abschnitt I, 3—6), und bei allen gelegentlichen quietistischen Wünschen doch *sehr zum freien Element* (II). *Die Lebensschule machte auch begreifen, dass Geld allein noch nicht das Leben bedeutet* (IV) und weckte *das Verständnis für den Mann, der etwas weniger Geld hat. Was daher auffällt an den Appenzellern: das ehrliche Mitgefühl für jeden armen Teufel, der hochentwickelte Versicherungssinn, die Philanthropie¹⁾ und ein freundlicherer Verkehrston als vielerorts in der Welt* (VI). So liegt über den merkwürdigen Wirkungen der abwechslungsweisen »Diät« doch wieder etwas eigenartig Schönes. Auch der Westschweizer Maler Burnand war wohl dieser Ansicht, der die schweizerische 500 Franken-Banknote entwarf. Sie trägt auf dem Avers das Bild dreier arbeitender Handstickerinnen und auf dem Revers das Brustbild einer Appenzellerin.

(2) Die Textilbranche wirkte aber auch noch über eine zweite grosse Linie ein: *sie ermöglichte die Heimarbeit und die Heimarbeit den*

bäuerlichen Kleinbesitz.

Wohl scheint auf den ersten Blick im Bäuerlichen so etwas zu sein wie ein behäbiger Kürbis, in dessen Nachbarschaft die andern bald als hochgeschossene Stauden und bald als magere Kräuter im Winde tanzen, ohne dass jener je wesentlich aus der Fassung gerät: Konsum an Milch, Milchprodukten und Fleisch durch die einheimische, dichte Bevölkerung, die angestammte tägliche Belieferung des Platzes vor der Türe, der Stadt St. Gallen, bei den abgelegeneren Bauern ein ziemlicher Milchbedarf für die Kälbermast, verbunden mit der Belieferung des Wochenmarktes von Herisau, des grössten Kälbermarktes der Schweiz, und was die kleineren gewerblichen Käsereien abzusetzen haben, die Grempler an Käse

¹⁾ Vgl. Dr. E. Anderegg und Dr. H. Anderegg. *Die schweizerische Philanthropie anfangs des 20. Jahrhunderts.* Appenzell A. Rh. und I. Rh., 1908.

und Butter in den Handel bringen auf die Wochenmärkte von St. Gallen, Herisau und Altstätten und die Milchsammelstellen an Rahm abführen zur Verarbeitung an die Butterzentrale in Gossau, ist noch nicht exportgefährdet.

Auch die wenigsten Appenzellerbauern machten etwa das Weinbauernelend durch. Die einseitige, an andern Orten tiefgreifende Umstellung unter dem Getreidepreisdruck der verkehrserschlossenen, konkurrenzüberlegenen Ferne war einmalig und nicht eigentlich katastrophal: *die Milchwirtschaft spielte von jeher die grösste Rolle*, obwohl es in Walsers Appenzeller Chronik heisst: »In Aus Rooden wird sehr viel Korn, Weitzen, Gersten, Bohnen, Erbs, Haber, Flachs und andere Früchte, und zwaren so schön und vollkommen als in den vornehmsten Ländern Europae, gepflanzet. Deren Zeitigung aber die, im Frühling öffter einfallende, Reiffen merklich verhinteren . . . (1740).«

Der Verdrängungskampf hat nun freilich wieder eingesetzt: die Butter-Kältetechnik machte Fortschritte. Der Entfernungsschutz für verderbliche Nahrungsmittel fiel weg. Die Ueberseeländer beliefern die ganze Welt mit Milchprodukten. Die Pflanzenfette steigerten die Konkurrenz zu ungeahnter Schärfe. Die Milchpreise brachen beispiellos zusammen. Die Verkaufspreise für Butter und Käse der hauptsächlichsten Konkurrenzländer entsprachen längere Zeit einem Milchpreis von 5 bis 10 Rappen pro Liter. Allein, der schweizerische Milchpreis folgte nicht entfernt. *Die Bauern sind eine kräftige Minderheit von gleichartigen Interessen, geschlossen, zentral organisiert im mächtigen Schweizerischen Bauernverband, auch als politische Partei einiger und oft schlagkräftiger als selbst die grösstern Arbeiterparteien, ebenso im Schoss anderer Parteien einflussreich, mit der Drohung der Loslösung und mit dem Ansehen als eigenlicher bürgerlicher Rückhalt.*

Aber woher röhrt es, dass einer, der sich eben auch wacker wehrte und trotzdem nicht vorwärts kam, endlich verdriesslich bemerkte: »Nää! 's ischt den glich au e Sach! I globe efange fascht, das i's nomme zomm ääne halbe Sentem bring« (Sentum = 25 Kühe und 1 Stier). Aus hundert Anzeichen scheint doch, dass der Appenzellerbauer gerade auch nicht zu denen gehört, die aus dem Vollen schöpfen können.

Die Betriebszählung von 1929 ergab Betriebe über 10 ha: I. Rh. 13 %, A. Rh. 8 %, Betriebe von 5—10 ha: I. Rh. 34 %, A. Rh. 26 %, Betriebe von 3—5 ha: I. Rh. 28 %, A. Rh. 25 %, Betriebe unter 3 ha: I. Rh. 25 %, A. Rh. 41 %. Innerrhoden steht mit einer durchschnittlichen Betriebsgrösse von 5,26 ha (ohne Wald) unter den Kantonen an 14. Stelle, nahe bei Thurgau und Graubünden. Hinter Ausserrhoden (4,14 ha) folgen noch Schaffhausen, Aargau, Wallis und Tessin (2,01 ha), aber mit Rebbergen und Aeckern.

(3) Die beiden Linien brachten das Eigenartige zustand, dass die Appenzeller bald als fortschrittlich, bald als behäbig gelten: die Industrialisierung, der Export in alle Welt mit seiner Bereicherung an Geld und Geist liess da und dort eine grosszügigere Auffassung erstehen. Gleichzeitig wird aber auch das Unabhängige und Bodenständige als Wohltat empfunden. Und an beiden Orten hatte die härtere Lebensschule zweifellos die eine veredelnde Wirkung — gleich einer Tanznacht in ordentlich gesitteter und intelligenter Gesellschaft, — dass *ihre Wirtschaftsgesinnung im grossen ganzen eher in einem angenehmen Abstand steht von allem Uebermästeten, Prahlerischen, Dickwanstigen an Geist und in einem wohlenden Abstand von allem Verzogenen, Verhätschelten, Asozialen und Schwermütigen*. Ja, die Appenzeller Schulkinder singen kräftig das Lied, in dem es heisst, ihr Vater sei ein Appenzeller und esse den »Käs mit samt dem Teller«, was sprichwörtlich auf eine Spezialität deutet, wahrscheinlich so etwas wie

Sparsinn.

Aus Gründen der Sparsamkeit unterbleibt sogar manche Statistik. Aber die Schweizerische Nationalbank führt eine solche über die Spargelder. Ende des Jahres 1937 traf es an Spargeldern, Depositen- und Einlageheften sowie Kassenobligationen auf den Ausserrhoder 2163 Franken und auf den Innerrhoder 2082 Franken pro Kopf der Bevölkerung. Die Appenzeller legen ihr Vermögen aber auch gern an in Zedeln und allem voran in einem eigenen Heimwesen.

Bringt man die appenzellischen *Verwaltungsausgaben*, wie sie gemacht wurden über die Jahrzehnte, in Vergleich mit den so grossen Leistungen für das Strassenwesen und alles,

was dem Volk wirklich zugut kommt, denkt man unwillkürlich an jene französischen Grossindustriellen, der für seinen Betrieb das Beste tat und damit vorbildlich dastand, seine ganze «Bureaucratie» aber in einer Holzhütte untergebracht hatte und uns erklärte, worauf es ihm ankomme: eben auf den Betrieb, nicht auf das «Papierregiment». Der St. Galler Dr. A. Neyer kam in seiner Dissertation über den Finanzhaushalt von Ausserrhoden zum Schluss, die Organisation der kantonalen Verwaltung sei sehr klar und zweckmässig. «Im Gegensatz zu andern Kantonen muss in Bezug auf den Verwaltungsorganismus gesagt werden, dass er äusserst einfach geblieben ist, was besonders in die Augen springt, wenn man in Betracht zieht, welche enorme Ausdehnung auch der appenzellische Staatshaushalt im Laufe der zwei letzten Jahrzehnte genommen hat. Ja, man muss sich wundern, mit welch kleinem Stab von Beamten die umfangreiche Arbeit bewältigt wird.» (Besoldung des Landesbuchhalters von Appenzell A. Rh. bisher 4800 bis 5800 Fr.)

Dem Appenzellervolk kann es die Sparsamkeit und Einfachheit im Haushalt derart gut, dass die Schaffung neuer Posten in der Verwaltung, die Vermehrung der «Herren im Staat», des «unproduktiven Apparates», schon sehr gut begründet werden muss.

Die unter Umständen sonst so fortschrittlichen Ausserrhoder waren sogar die allerletzten (1911), die sich hergaben für die Schaffung der Stelle eines ständigen *Schulinspektors*, also «für einen spitzigen Bleistift und Reklamanten», derweil die Arbeit auf dem Wege der Gemeinde-Selbstverwaltung ebenso gut und unter Einsparung einer Kantonsbesoldung besorgt werden könne. Als sie aber noch die einzigen waren, begannen sie doch zu zweifeln, ob alle andern eidgenössischen Stände auf dem Holzweg seien, ob das geübtere Auge sich nicht doch bezahlt mache. — (Besoldung bisher 6000 bis 7000 Fr.) — Bis 1920, d. h. bis die *Schulklassenbestände* von selbst kleiner wurden ob der Bevölkerungsabnahme, wies Ausserrhoden unter den Kantonen auch die höchste Schülerzahl pro Lehrer auf.

Ja sogar die Schaffung des *Obergerichtes* wurde von der Ausserrhoder Landsgemeinde erst 1858 angenommen, nachdem die Bundesverfassung von 1848 die Kantonsverfassung in verschiedenen Punkten ausser Kraft erklärt hatte. Bis dahin siegte u. a. die Scheu vor Versteuerung und vermeintlicher Komplizierung.

Und wiederum vermochte bei den sonst so demokratischen Appenzellern die *Gleichberechtigung der Beisassen*, der »frönnte Chöge« doch auch erst in der Regenerationszeit durchzudringen, ausgerechnet wegen des »Hausens«.

Einige Appenzeller Gemeinden hangen bis heute daran, die Bezieher von *Armengeldern* in der veröffentlichten Gemeinderechnung mit Namen zu nennen.

1922 berichtete der Innerrhoder Jahrbuchchronist: »Seitdem Appenzell keine *Herberge* mehr hat, haben jene von Herberge zu Herberge wandernden »Arbeiter« jegliches Interesse an Innerrhoden verloren, und die Behörden und Handwerker scheinen sie nicht zu vermissen.«

§ 7 der ausserrhodischen Verordnung über das *Polizeiwesen*. Nachsatz vom 1. Juni 1938: »Mit Bewilligung des Regierungsrates können kleine Gemeinden den Polizeidienst gegen Vereinbarung und Entschädigung einer Nachbargemeinde übertragen oder zwei benachbarte Gemeinden gemeinsam einen Polizisten anstellen.« — Besoldung des Chefs des Kantonspolizeiamtes A. Rh. bisher 5000 bis 6000 Fr.

Der ausserrhodische *Kantonsrat* ist in der Dekretierung von Ausgaben kompetent bis zu 30,000 Fr. für neue, einmalige Ausgaben und bis zu 10,000 Fr. für neue, jährlich wiederkehrende Ausgaben, was bei nicht so wohlwollender Beurteilung bereits als Misstrauen ausgelegt werden kann, ohne dass indessen diese Kompetenzregelung bei der appenzellischen Sachlage je dazu geführt hat, die Abstimmungslust zu missbrauchen. (Innerrhoden hat kein Finanzreferendum.) Als in der Staatsrechnung 1938 die Löhne der Beamten und Angestellten nicht einzeln aufgeführt wurden, sondern zusammengefasst in Kategorien und zwar entgegen einem Beschluss des Kantonsrates, entstand scharfe Opposition im Kantonsrat, die Staatsrechnung sei für den Steuerzahler da, der ein Recht habe, zu wissen, wohin die Gelder kommen und wie hoch die Besoldungen seien.

Bis 1895 begnügte sich der ausserrhodische *Landammann mit einer Jahresentschädigung von 200 Fr.* und die übrigen Regierungsmitglieder mit einer Entschädigung von je 100 Fr. Ganz ebenso zeigt der innerrhodische Tarif vom 7. August 1873 Eigenschaften, die ohne jeden Zweifel Anteil haben an der einstigen industriellen Blüte des Appenzellerlandes. Zum Teil daher allerdings auch der früher nicht unbedeutsame Amtszwang (A. Rh. bis 1908), der hin und wieder Persönlichkeiten veranlasste, sich ausserhalb des Kantons niederzulassen, wogegen es z. B. im Nekrolog von Nationalrat und Landammann Joh. Kd. Sonderegger heisst: »In ihm lebte etwas von der gut appenzellischen Art, die sich für die öffentlichen Aemter finden lässt... als selbstverständlicher Pflicht.« 1895 erhöhte die Lands-

gemeinde die Entschädigung an den Gesamtregierungsrat auf 10,000 Franken, und seit 1919 bezieht ein Landammann 5000 Fr. und ein Regierungsrat 4000 Fr.

Man vergleiche damit die durchschnittlichen Personalausgaben des kostspieligen Bundes, die für die Post betragen 1913: 2673 Fr., 1927 (neues Besoldungsgesetz): 6198 Fr., für die allgemeine Bundesverwaltung mit P.T.T. 1913: 2760 Fr., 1927: 6383 Fr., für die Bundesbahnen 1913: 2757 Fr., 1927: 6273 Fr. (1933: 6780 Fr.)

In der eidg. *Volksabstimmung vom 28. Mai 1933* über die vorübergehende Herabsetzung der Besoldungen... des eidg. Personals lieferte Ausserrhoden bei einer Stimmabteilung von 83 Prozent 7058 Ja und 3782 Nein, Innerrhoden 1900 Ja und 577 Nein.

Auch die *Haltung der appenzellischen Vertreter in Bern* ging immer wieder dahin, wofür der Sohn eines Herisauer Industriellen, Prof. Dr. Jak. Steiger, schon eintrat in einem Gutachten, das er 1913 dem eidg. Finanzdepartement zu erstatten hatte: nämlich auch für eine schärfere Kontrolle über die richtige Verwertung der auszugebenden Gelder.

Appenzeller Journalisten, wie z. B. J. B. Rusch, deckten immer wieder krasse Fälle der Begehrlichkeit und des Missbrauches auf in Sachen Subventionen, Stützungsaktionen, Bundesbahnhaußhalt, Pensionskasse des eidg. Personals, Alkoholmonopol, bis zur gelegentlichen Frage, ob die hohen Kragen an den Militäruniformen dazu da seien, mit Staatsgeldern den Soldaten weniger leistungsfähig zu machen.

Schliesslich noch einige Beispiele, die sich nicht im öffentlichen Haushalt abspielen und auch nicht an der Börse in grossen Summen, die wir aber unbedingt vorbeiziehen lassen müssen als klassischen appenzellischen Sparsinn.

So fortschrittlich der Opfersinn der Appenzeller ist für Bahnen und gute Strassen, so sehr er auf die Heranlockung des Fremdenverkehr bedacht ist, so äusserst zurückhaltend zeigt sich zumal der Innerrhoder, wo es im privaten Leben um die Anschaffung eines Autos geht: Es trifft Einwohner auf ein Auto (1936):

Genf 17, Baselstadt 31, Waadt 38, Zürich 39, Neuenburg 41, Baselland 45, Tessin 46, Bern 52, Schaffhausen 52, Thurgau 53, Luzern 56, Solothurn 56, Zug 56, Aargau 62, Appenzell-Ausserrhoden 65, St. Gallen 67, Glarus 68, Freiburg 70, Nidwalden 74, Schwyz 86,

Obwalden 90, Graubünden 100, Uri 103, Wallis 103, Appenzell-Innerrhoden 217!

In dieser Zahl 217 spiegelt sich eklatant der Innerrhoder Sparsinn und überhaupt der Innerrhoder, der z. B. in den hochschulstudierten und industriellen Berufen ein Auto vielleicht ebenso gut vermöchte wie anderswo ein Maronibrätler, der aber für seine Person immer noch gern verzichtet auf ein Auto auf Abzahlung, des Sonntags frohen Mutes zu Fuss und per Bahn auszieht, steuerrad- und schuldenfrei, lieber auf grünen Matten sich bewegend als auf Rennbahnen.

»Die Wege (um die Wohnungen her) sind möglichst schmal, damit der Boden gut ausgenützt werden kann«, schrieb schon der gelehrte Franzose Besson 1786.

Ausserrhoden zählte Ende 1937 603 massive Gebäude und 14,739 *Holzbauten*.

Professor Joh. Jakob Bodmer, der fast jedes Jahr mit einer Gesellschaft von Verehrern aus Zürich und Winterthur zu seinem Freund Dr. Laurenz Zellweger nach Trogen in die Sommerfrische und Molkenkur zu gehen pflegte, besang, wie der reiche Appenzeller Arzt und Nachkomme eines berühmten Industriellen- und Landammännergeschlechtes »in einer föhrenen Hütte, dem bescheidenen Haus seiner Vorältern« wohne, eine Mahnung an die nachkommenden Generationen, sich nicht allzuweit zu entfernen von der Einfalt ihrer Sitten und der Einsicht »mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus«.

»Im behaglichen, vornehm, nicht luxuriös ausgestatteten Hause des Millionärs gab's kein lukullisches Mahl, eine gut bürgerliche Tafel aus sorgfältig geführter Küche, aber alles eher als protzenhaft«, schreibt der Biograph Oscar Alder von Arthur Schiess, der in dieser Art sicher den typischen Appenzeller Unternehmer verkörperte.

Der besonders durch seine Forschungen in Palästina bekannte Gelehrte und Politiker Dr. med. Titus Tobler »ass zu abends oft nur eine Hafersuppe, und dabei war und blieb er kerngesund und durchschwamm noch in hohen Mannesjahren den Bodensee bei Horn«.

Von Prof. Gustav Tobler von Lutzenberg in Bern schreibt der Biograph u. a.: »Es kam ihm gar nicht darauf an, seine Epistel auf Verlobungsanzeigen, Preiskurants, Bankformulare und drgl. zu schreiben, und als er einmal die Antwort auf einen seiner originellen Briefe mit Zimmermannsblei auf einer Dachschindel geschrieben erhielt, meinte er fröhlich: ‚Ich freue mich, an Ihnen einen gelehrigen Schüler zu haben‘.«

Kantonsschul-Rektor Prof. Dr. Wildi wies alle glänzenden Befruungen nach auswärts freundlich von der Hand, blieb dem appenzellischen Wirkungskreis treu, und bei seinem Rücktritt *schenkte er die Pension der Kantonsschullehrer-Pensionskasse.*

Ein unlängst verstorbener einfacher Appretur-Arbeiter wandelte vom Frühling bis in den Spätherbst barfuss einher, war allzeit recht sauber, aufgeräumt und witzig, hielt tapfer zur Arbeitersache und — hinterliess 30,000 Fr. an Ersparnem. Ohne je vom weisen Sokrates etwas gehört zu haben und auch ohne darin einen Widerspruch zur Arbeiterbewegung zu sehen, lebte er mit andern der Auffassung, die jener beim Anblick eines pompösen Umzuges geäussert haben soll: »Wieviel gibt es, das ich nicht brauche.«

Landesseckelmeister Tobler, der Gemeinde Heiden die Waisenanstalt samt allem Nötigen und viel Boden schenkend, tat es mit folgenden Zeilen: »... Eine kostbarere Einrichtung würde vielleicht schlechte Folgen haben. Boden zur Bearbeitung ist genug vorhanden. Leinenzeug, Kleider und Bettgewand sollen selbst gemacht werden. Dieses gibt auch Arbeit. Geld braucht es auf solche Art wenig, wenn man genügsam sein will... Was zur Leibes-Notdurft und Nahrung gehört, wird leicht gefunden und erworben. *Falsche Hülfe ist: wenn man Almosen gibt ohne Arbeit, wenn man Arbeit gibt ohne Unterricht, wenn man Unterricht gibt ohne Gewöhnung zur Sittenstrenge und Genügsamkeit.*«

Zum Schluss noch eine Probe von Dr. h. c. Alfred Tobler!

Ein Büblein brachte dem Pfarrer »en Zolle Schmalz« (Butter). »Jää«, sagte der Pfarrer, »das taar-i nüd aaneh, das ischt jo vizvyl, Jokebli«, worauf das Büblein antwortete: »Joo — de Vatter häd's au gsääd, aber d'Muetter häd gsääd: Nää! De Herr werd wohl gschyd gnueg see ond's Schmäälzli nüd omme sös abneh.«

Als ein Pfarrer um Gehaltserhöhung einkam, erhielt er zur Antwort: »*De Pfarrer soll gad so vyl preie (predigen), als er globi, das'r för sinn Loh gee chönn.*«

Und als ein Knabe zu Dr. med. Niederer in Rehetobel kam, das Fläschchen 80 Rappen kostete, er aber nur 65 Rappen hatte und vor der Wahl stand, die 15 Rappen zusammenzubetteln, sagte der Knabe: »Nää, das thue-ni nüüd, Herr Toktr, chönntid'r nüd gad wädli för föfzehe Rappe drosstrinke?«

So äussert sich jene *Konsequenz aus den Jahrhunderten der appenzellischen Weberschulung, wonach das Geld einfach reichen muss zu Zeiten!*



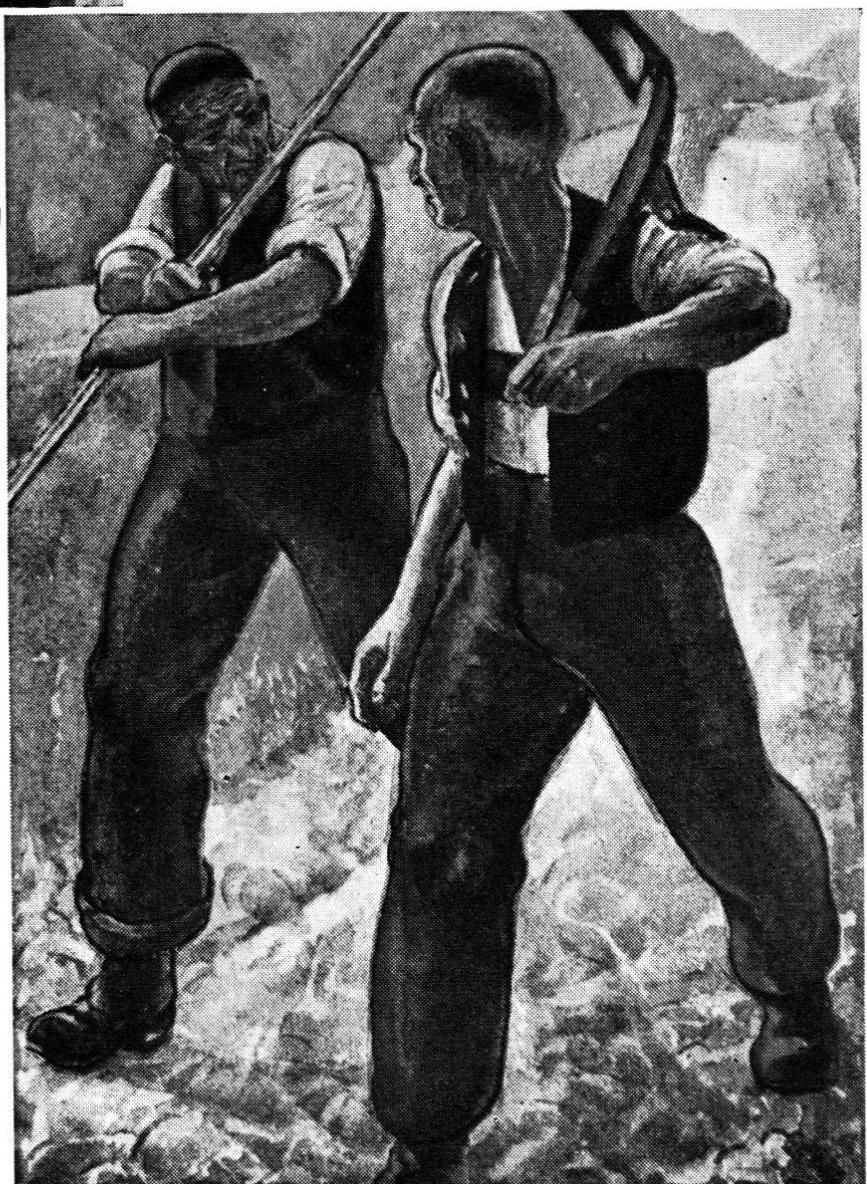
Er ist 90 Jahre alt und kompetent zu sagen: «De Pfarrer soll gad sovyl predige, als er globi, das'r för sinn Loh gee chönn.»

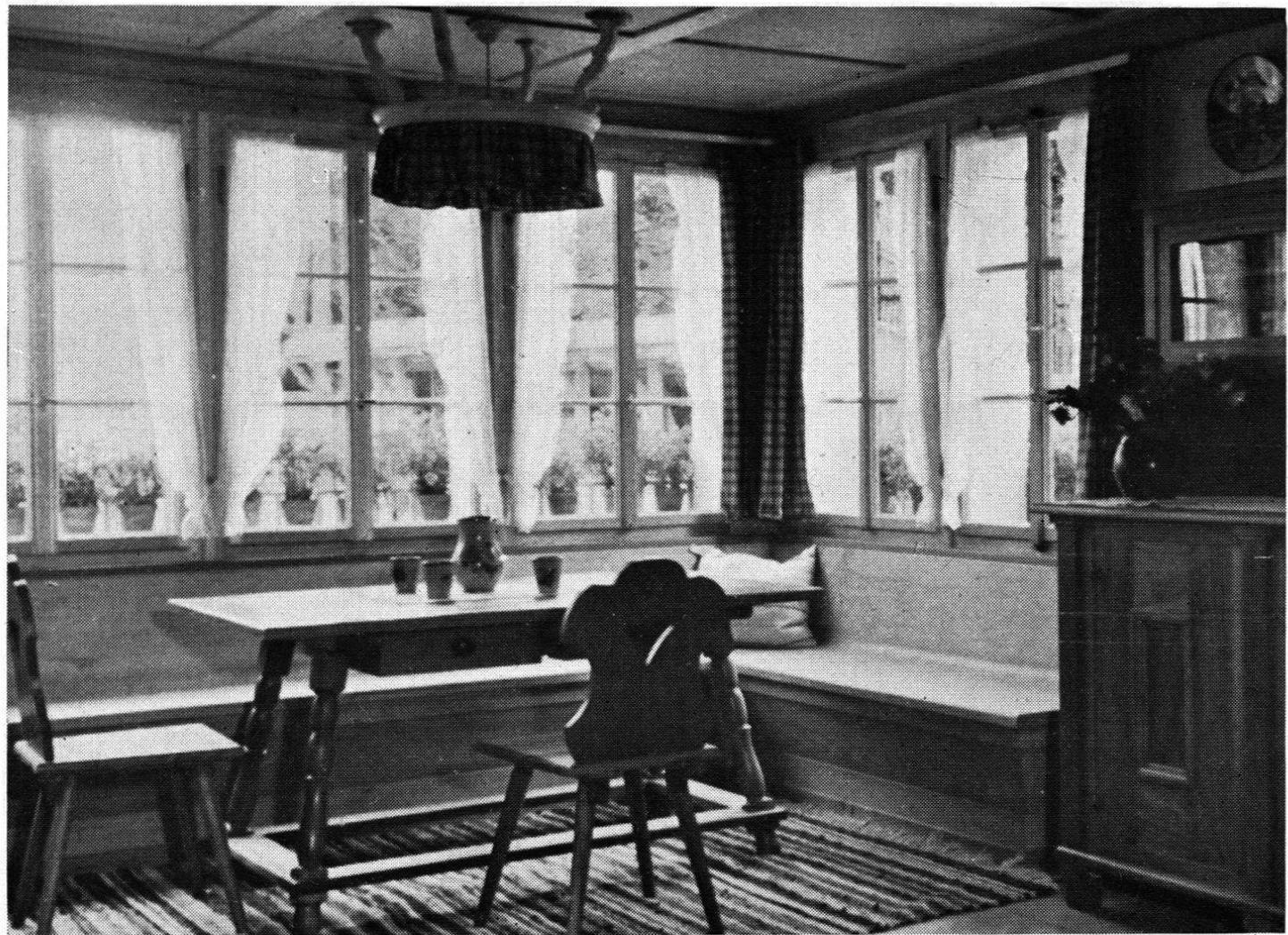
(S. 16, abgewiesene Lohnerhöhung.)

«I ka ab gär nünt besser schwitze, as wemm mer zwee Zees zsäme kond.»
(S. 72.)



«Nää! 's ischt den glich au e Sach! I globe efange fascht, das i's nomme zomm ääne halbe Sentem bring!» (S. 10.) Die Webkeller-Fenster weisen aber auf jene typische, industriell-bäuerliche Kombination, die sich bei dem Kurvengang der Textilindustrie als so wohtätig erwies. (S. 120.)





Man verzichtet auf die Empfangsstube und wohnt dafür mit weniger Geld und aufgeräumt in einer fensterreichen, sonnigen Stube.

(S. 20, Sparsinn als Qualitätssteigerung.)



Die Wege sind möglichst schmal, damit der Boden gut ausgenutzt werden kann, und das Gras wächst bis vor die Türe.

(S. 15, Sparsinn.)

Als indes Nationalrat Greulich bei den Vorderländer Webern einen Vortrag hielt, sagte im anschliessenden Gespräch ein Männlein aus der Reute mit grösster Bestimmtheit: »Ond i vedien en Fööfliber!«, worauf der alte Greulich ihn erstaunt fragte: »Jää, sicher? Verdienst du würkli en Feufliber?« Alle andern Weber bestritten das. Er aber bestand darauf und fuhr hitzig fort: »Ond i vedien en Fööfliber!« Endlich klärte sich die Sache auf. Seine Meinung war: ond i *wör* en Fööfliber vediene!

Aber ein New Yorker Wolkenkratzer-Gebieter würde nun die Appenzeller vielleicht betrachten wie wir die Abessinier. Oder doch nicht ganz? So wie die Dinge bei den Europäern einmal liegen, zeigt sich, dass es unendlich leichter ist zu kaufen als zu zahlen, unendlich leichter rascher zu sein im Ausgeben denn im Einnehmen, derart dass ein Professor an der Eidg. Technischen Hochschule seinen Studenten einmal rundwegs erklärt haben soll: »Meine Herren, wenn Sie die Wahl haben, eine Bürgschaft einzugehen oder sich zu hängen, ersuche ich Sie in Ihrem Interesse, wählen Sie das letztere.«

Wie reagiert daher der typische Appenzeller? Ach ja, es sei leicht, mit sich selbst weich zu sein: sparen aber heisse, mit sich und zur rechten Zeit hart zu sein. Jedenfalls sei das Sparen »kein so ein Essen«. Oder warum die Nervosität in so vielen Gläubigerversammlungen, soviele Kreditbetrüge, soviele Unterschlagungen? Schon Gottfried Keller habe den Wink gegeben, ... in Wirklichkeit hätten sie nichts oder nicht viel mehr als einen grossen Fleiss im Geldborgen. Was Felix Pinner in seinem Buch »Deutsche Wirtschaftsführer« an Warburg, dem grössten Hamburger Banquier, entdeckte, erscheint dem Appenzeller Fabrikant daher unbedingt vorbildlich: »Wenn er sein Haus modernisieren wollte, lag ihm wenig am Reichsgeist. Er verzichtete darauf, einen jener imposanten Bankpaläste mit monumentalen Prunktreppen, grossen Empfangshallen und Riesenheeren von verbürokratisierten Bankbeamten zu errichten, wie wir sie von den grossen Aktienbanken kennen. — Er blieb in seinem bescheidenen Bankgebäude an der Ferdinandstrasse wohnen ...«

Offenbar aber hatten die Herren von Herisau es auch schon »grossartiger« im Kopf: sonst hätte sich Nationalrat Howard Eugster nicht veranlasst gesehen, 1910 eine staatsrechtliche Beschwerde zu erheben gegen einen ausserrhodischen Kantonsratsbeschluss betr. Bau

eines Kantonalbankgebäudes im Kostenvoranschlag von 450,000 Fr., zur Zeit, da für die Postschalterhallen Marmor und dorische Himmel und für die Bundesbahnhöfe und Fabrikantenhäuser Fassaden und Säulen in griechischer Bildhauerei Mode waren: sie standen ihnen schon vier Jährchen später und seither herrlich an bei ihrer Finanzlage!

Ein weiterer Deut für die nüchterne Gesinnung sind die zahlreichen Ferienkolonien, die den Sommer über den Wohnsitz aufschlagen auf den Appenzellerhöhen. Schulkinder aus den Städten Zürich, Winterthur, Schaffhausen, Basel . . ., das sei etwas, das in der appenzellischen Bescheidenheit besser und sicherer sich ausnehme als Palace-Hotels.

Meist dann, wenn die alte »Wirtschaft mit Pension«, dafür mit fleissigem Umsatz und gutem Ruf, es nicht mehr tat, wenn es ein grosser, kostspieliger Zementkasten sein musste an Stelle von zwei sonnengebräunten geschindelten Appenzellerhäusern, ging »der Schuss hinten hinaus«. Sehen wir ab vom eigentlichen Alpsteingebiet, dann war das Ende vom grossen Glauben ans Reichwerden die bekannte, in so mancher Ausserrhoder Gemeindechronik fixierte Abfuhr: »Hotel X nach mehrfachem Besitzwechsel endlich ganz eingegangen«. Es wurde allmälig klar, wie für die Kurgäste, die sich für Ausserrhoden entschliessen, das Preisgünstige, Stilreine, streng Reelle und der menschliche Gehalt sich von selbst empfiehlt.

Höre man eine Stimme aus dem »Schweizerspiegel« (Heft 3, 1938): »Das waren seit langem die schönsten Ferien, sagte sie. Erstens hatte ich finanziell gar keine Sorgen, im Gegenteil. Das Pensionsgeld war so bescheiden, dass ich mir manchmal Extravergnügen leisten konnte und nie das Gefühl hatte, mit dem Geld knapp zu sein. Zweitens bewohnte ich in dem Bauernhaus ein schönes, getäfertes Zimmer, und mit dem Essen war ich ebenfalls mehr als zufrieden. Wie ganz anders waren meine letzten Ferien im Palace-Hotel in G. . . Für das Geld, das ich ausgeben konnte, bekam ich nur ein winziges Nordzimmer in der Nähe der Küche. Das Essen war langweilig, und da ich alle Extraausgaben vermeiden musste, reichte es kaum zu einem Kaffee an einem Regennachmittag. Vom Palace-Hotel hatte ich eigentlich nur den hohen Preis und den schönen Namen, sonst nichts.«

Diese Gasthöfe können dennoch eine musterhafte Einrichtung aufweisen, ja die vornehmste Gesellschaft verdienen, sofern die sparsame Gesinnung nicht hin und wieder einen andern Bock spielt. An einem Freitag kam der tolerante katholische Pfarrer Koller von Ap-

penzell zu einem Metzger und kaufte Würste. Erstaunt sagte der Metzger: »Jää — Herr Pfarrer! Was sinnid'r au? s'ischt jo Frytig!« »Defryli isch es Frytig, Sebadoni. Eba graad dromm chomm i gi Mehlspyse chaufe.« Der sparsame Metzger war nämlich eben vorher bestraft worden, weil er zuviel Mehl verwurstet hatte. — »Am meisten gab die Ordnung in den Kellern Anlass zur Reklamation ... Die Deklaration der Weinfässer ist oft nicht identisch mit der Weinkarte.« (Geschäftsber. Staatsverw. I. Rh. 1937, S. 53, Lebensmittelpolizei.)

Der Verband appenzellischer Verkehrsvereine wies auch wiederholt hin auf die Notwendigkeit, die appenzellischen Gasthäuser zu modernisieren, fliessendes Wasser, Bad und durchgehende Heizung seien heute Dinge, die man in den Städten als selbstverständlich betrachte. Verschiedene Gasthäuser folgten dem Ruf, während andere Wirte der Meinung sind, die saubere grosse Waschschüssel und alte Wärme und Molligkeit tue es auch, das andere erhöhe nur wieder den Preis.

(4) Von einzelnen Beispielen nun abgesehen, ist interessant, wie der Sparsinn der Appenzeller sich eher auswirkt als

Qualitätssteigerung,

ja ihrem Lebensstil einen kühnen Schwung verleiht, wie man ihn vielerorts anderswo selbst bei höherem Einkommen sehr vermisst. Ob jemand kümmerlich lebe oder glücklich, hänge wohl vom Einkommen ab, aber nicht allein davon, sondern auch von der Art des Ausgebens. Im grossen ganzen schränkt der Appenzeller seine Bedürfnisse im täglichen Leben ein, und das erhöht gerade und immer wieder und fast auf der ganzen Lebenslinie die Qualität. Die Appenzeller verehren bei der Einschränkung nicht, im Gegenteil: Die Nichteinschränkung sei es, die mithilfe zur Verproletarisierung.

Die Kriterien der Vornehmheit leitet der Appenzeller also gerade nicht ab von jener Meinung, sichtbarer Aufwand hebe das gesellschaftliche Ansehen und jedes Zeichen, dass die Ausgaben irgendwie ins Gewicht fallen, wirke herabsetzend. *Appenzellisch ist: »Was nützt ist noch schöner.«*

Zwar berichtet der Innerrhoder Jahrbuch-Chronikschreiber 1913: »Längs der (sonnigen) Landstrasse Gontenbad-Gonten wurden 100 Ahornbäume gepflanzt, als Ersatz für die frühere Pappelpflanzung.«

Also, es durften keine Fruchtbäume sein. Denn wie, wenn ein armer Schulknabe auf dem Heimweg ein paar Nüsse eingesackt hätte?

Wenn aber die Appenzellerin Schatten braucht für die exakte Handarbeit im Freien, pflanzt der Mann sicher nicht wie so viele Villenbesitzer und Stadtbaumeister Rosskastanienbäume hinters Haus oder an die Strasse, sondern Obstbäume, wie es das Klima erlaubt, und ein Holunder-, Wachholder- oder Brombeerstrauch an der Hausecke oder ein sauberes Stück Beeren scheint ihm nicht nur nützlicher, sondern auch schöner, echter zu sein als der »geschnigelte Staudenfirlifanz«. Wie sagt es Julius Ammann: »*Lueg, henderem Stall en Holder, — bim Hus en Berebom¹⁾, — en Trüeter a de Fenschter, — Wesbode om ond om.*« Fürwahr, etwas Reines und zugleich Nützliches.

Man verzichtet auch auf die Empfangsstube, aber man wohnt dafür mit weniger Geld nicht eingeengt und menschenwürdig in einer fensterreichen, sonnigen Stube: das hat Niveau. Man vermag meist keinen Plüschsalon und nicht soviel an Polster und Teppichen und Ueberhängtem und hat dafür sans phrase auch weniger Motten und Staub: man lobe das reine Holz, das milchweisse Tannentäfer und die Lärchenzeichnungen. Denn am Ende sind auch noch die Lungen reiner, das Blut leichter, die Seele frischer, während die Gemütlichkeit mit der Massenhaftigkeit der Möbel und Gegenstände von einer gewissen Grenze an gerade abnimmt. *Die vielen Dinge machen die Leute arm.*

Lange bevor die Rede war von der guten Wirkung weniger und weiter Kleider, der Luft- und Strandbäder und noch modernerer Naturfreundbewegungen, pflegte der altmodige Appenzellerbauer eine Bekleidungsart, die fürs erste zur wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit beiträgt und fürs zweite noch gesunder ist als die Schneeschneckenpackung mit ihrem Schweissgeruch und ihrer Plage. Möglich sogar, dass wieder einmal ein Südseehäuptling nach Europa kommt, der vielen Kranken zu sagen weiß, sie sollen sich mit viel weniger be-

¹⁾ Sogar im Bezirk Appenzell, berichtete der Jahrbuchchronikschreiber schon 1911, zählte man 2307 Apfel-, 546 Birn-, 158 Kirsch-, 114 Zwetschgen-, 58 Holunder- und 102 Lindenbäume . . . »Am 21. April fand die 25. Schülerbäume-Verteilung statt. An austretende Schüler wurden 52 Bohnäpfel-, 53 Baumannsreinetten-, 115 Jacques-Lebel-Bäume verteilt.«

helfen und ihre Nervenkrankheit werde von ihnen weichen, sie seien mit weniger Kisten und Koffern nur glücklicher. Der gelehrte Franzose Besson aber folgerte, die Appenzellerbauern seien schlecht gekleidet. Denn (man höre!) sie seien hemdärmelig und ohne Strümpfe, und unlängst berichtete ein deutscher Nationalökonom, die Not sei atemraubend . . .

Sie ehren auch noch den Milchrappen. Denn man weiss: ein roter Rappen ist bereits mindestens 1 dm² Land, und Land heisst in der Welt ein Heim und im Heim eine Welt. Man springt nicht soviel »über die Gasse«, hat dafür seinen Most im Keller, und ein Hock in der luftigen, aufgeräumten Stubenfensterecke hinterm Tisch, das hat Gemüt.

Die Weber vermögen keine Fleischprediger zu sein im Ausmass von Nietzsche, aber brauchen dafür auch nicht die zweite Lebenshälfte unter allen möglichen Leiden sich zu Tode zu jammern. Und was schön ist: sie machen aus ihrem Bekenntnis seltener jemandem eine Predigt, vielleicht weil sie es für das Richtige halten, dass es irgendwo auf der Welt die üppige, mastige, reiche Flora der Seerosen gibt und irgendwo die karge aber reine Höhenwelt der Felsenkräuter.

Wie aber, dass diese Spezialität, nicht einfach möglichst vielen Bedürfnissen nachzugehen, sondern *sehr auf die Qualität der Bedürfnisse zu halten*, ihre Ausnahmen hat und ihre Wandlung bald zum Bessern und bald zum Schlechtern?

Die alten, kräftigen Appenzeller hielten z. B. noch viel auf sonnengewachsener Frucht, auf Hafer . . . Es sei zugegeben, dass sie diese Uebung vielleicht ein bischen übertrieben. Ein Armenhäusler sagte zu einem alten Bekannten, der sich nach seinem Befinden erkundigte: J chönnt's näbe nüd rüehme! J taar nomme-n-off de Stross laufe. D' Ross wemm mi all fresse. Sie schmeckid halt de Haber amm m'r! — Heute, im Zeitalter der Milchschwemme, passiert es einem, wie die Appenzeller-Zeitung neulich berichtete, dass die Kinder sogar an einer Aelplerchilbi nicht einmal Milch erhalten. Was wurde im Appenzeller Haushalt über die letzten hundert Jahre immer mehr konsumiert? Kaffee, Tuback, Kohol, Kaffee, Tuback, Kohol. Für Alkohol allein werde in der Schweiz mehr ausgegeben als für Milch und Brot. Ist dies bekömmlicher?, fragte Dr. med. Höchner, Walzenhausen, in einem Referat vor der Gemeinnützigen Gesellschaft. *Nein!* Aber *wirtschaftlich fortschrittlicher?* *Nein!* *So doch billiger?* *Auch das nicht!* *Aber warum lebt man dennoch so? Das weiss ich nicht!* Die

Krebskrankheit, gefördert durch die Ueberreizung von Gaumen und Magen, soll heute mehr Tote erfordern als die Tuberkulose.

Daher die Meinung der einen Appenzeller, was hierin die Krämer an »Zivilisation« gebracht haben, sei nicht rein-alt-appenzellisch.

»Anno 1653, den 16. Februar, am kleinen Rath zu Trogen. Diesen Rathschlag sind 24 Personen ab Gais für M. Gnädigen Hh. und Obern zitiert und gestellt worden, aus Ursach, weilen sie verklagt worden, sie haben alle Rauchtabak getrunken und etliche unter ihnen haben auch Rauchtabak verkauft und also Grempel damit getrieben; da sie und dessen alles, was sie verklagt, geständig sein müssen, also hat man nach Klag und Antwort Erkendt, dass diejenigen, welche Tobak getrunken und verkauft, ein Jeder solle zur Buss verfallen sein 2 Pfund Pfennig und diejenigen, welche allein getrunken, 1 Pfd. Pfennig... Item, es ist ihnen auch allen zugesprochen worden, dass sie fürohin sich des Tobaks müssigen, oder sie sollen nachgehends, wann weiters Klag einkäme, noch höher mit allem Ernst abgestraft werden.«

Es ist eine ausserrhodische Ratsprotokoll-Notiz, die wir hier vor uns haben, und heute wird mancher Appenzeller geradezu mit dem »Lendauerli« geboren. Aber wir wollen denen, die hin und wieder die formale Technik über die wahre Erziehungsarbeit stellen, dafür die tugendhafte Eigenschaft zu gute schreiben, es ertragen zu können, dass die Mitmenschen anders leben, als sie es für richtig halten: sie haben sich abgewöhnt, sobald ihnen etwas missfällt, nach Verboten zu rufen. Und handelte es sich nicht um die Nachkommen, hätten wir auch noch den Trost, dass es Jeder an sich selbst hat. Denn ein Appenzeller Zahnarzt fragte einen Patienten: »Wele Zah tued-i weh?« »Es gnappid allsamme, Herr Toktr, 's ischt mer grad, as eb i e Klavier im Muul inne hätt!« — Der Reformator und Arzt Vadian hingegen konnte von seinen Hügel-nachbarn noch berichten: »... je reucher das gelend ist, je schöner die weyber sind.«

(5) Da nun aber die Appenzeller mit Sparen allein einem Wolkenkratzer-Gebieter vielleicht doch vorkämen wie uns die Abessinier, wollen wir auch die andere, vielleicht noch entscheidendere Seite betrachten: den

Arbeitscharakter.

Die ziemlich jeden appenzellischen Sozialpolitiker etwas sonderbar berührende, doch mehrheitliche Verwerfung des Achtstundentages¹⁾ vom Appenzellervolk und die Ergebnisse der Enquête von Pfarrer Zinsli, Walzenhausen, über »die Beschäftigung der schulpflichtigen Kinder in Hausindustrie und andern Erwerbsarten im Kanton Appenzell A. Rh.« (App. Jahrbuch 1905) zeigen, wie der *Kurvengang der Industrie hierin einwirkte: Gewöhnung, dann doppelt einzuhängen und alle Kräfte und alle Zeit aufzubieten, wenn die Geschäfte gut gehen.*

Es ist freilich möglich, dass die Enquête von Pfarrer Zinsli mit Hilfe der appenzellischen Lehrerschaft via Schulaufsätze nicht ganz ein richtiges Bild gibt. Denn keiner der zum Aufsatz veranlassten Schüler wollte gegenüber dem Lehrer als Faulenzer dastehen, sondern natürlich möglichst als Gegenteil. Aber das stimmt: alles andere ist eher appenzellisch als das *enfant gâté*. Appenzellisch ist frühe Heranziehung, Behilflichkeit, Bedachtsein auf das Nützliche, auch wenn aus dieser Jugenderziehung nicht gerade die fettesten Mäuse hervorgehen. Selbst, wo man das mildere Appenzellische vor sich hat, ein ländliches Eigenheim im Vorderland mit Kirschen, Zwetschgen, Delikatbirnen, Beeren, Geissen, Hennen, Bienen, Kaninchen usw., wo es mitzuhelfen gibt beim Spuhlen, Boten, Gärtnern, Hagen, Wegen, Heuen, Emden, Obstern, Sonnen, Mosten, Tresterkäslen, Püscheln, Schreinern usw., ist es immer noch frühzeitige Erziehung zur Arbeit und Anstelligkeit.

»Nur selten trägt in Innerrhoden die Notlage der Eltern die Schuld an der Kinderarbeit... Viele Eltern verlangen von ihren Kindern aus erzieherischen Gründen die Stickarbeit.« (K. A. Neff.) Dass die Kinder schon früh mit dem Kunstgewerbe, mit der Behandlung der Ware, mit dem Arbeitsgerät, mit der Geduld vertraut werden, hat übrigens auch beigetragen zur bekannten Ueberlieferung der hervorragenden Feinfähigkeit in der appenzellischen Weberei und Stickerei.

Und ebenso hat das »*Klein aber Mein*« an Bodenbesitz eingewirkt in der Richtung des emsigen Wesens. Das merkt schon, wer sich der Hügelwelt nähert und an einer steilen Halde einen Appenzellerbauer mit der Heuburde auf dem Nacken davon springen und eins-zwei, eins-zwei wieder daher eilen sieht. Es wiederholte sich, was schon bei den alten Kulturvölkern der Fall war, z. B. den Aegyptern, Sumerern, Babylonien, Assyriern: *der beschränkte Lebensraum lehrt den Boden und das Vieh fleissig zu behandeln.*

¹⁾ Eidg. Volksabstimmung vom 31. Oktober 1920 über die Arbeitszeit bei Eisenbahnen und Transportanstalten.

Unterländer erklären etwa, unter den Bedingungen der Appenzeller Bauern wären sie ausserstand, es zu »machen«, wo die »vo-nobe-nabe« aber hinkommen, da nehme das Wiesenland oft spielendere Feinheit an, sie kommen barfuss daher und bringen relativ am meisten und gute Milch in die Käserei. Andere wieder, bei denen junge Appenzeller als Knechte dienen, sagen, die Appenzeller seien ausgezeichnete Viehwärter, aber man bringe sie fast nicht aus dem Stall.

»Ein Engländer, der vor hundert Jahren das Appenzellerland bereiste, schrieb, dass ein guter Appenzellerbauer, dessen Kleiderschrank in allem kaum 20 Gulden wert sei, seiner Lieblingskuh eine prächtige Schelle im Wert von nahezu 70 Gulden um den Hals legt. Darnach gefragt, wie es gehe, nennt der Appenzeller Bauer oftmals erst den Tierbestand und hernach die Familie« (also auch die Frau!), und die Gemeindeviehschau Teufen 1929 stand unter dem Motto: »Zuchtwahl ist e wichtigi Sach. Si het gär viel z'bedüte. Bim Vechli lueget me ängstli drof, fast me als bi de Lüüte.«

Hat auch jeder Appenzeller Student die Gedanken so fleissig beim Studium wie die Väter bei den »Suue«, beim »Wiessbuch«, beim »Galtlig« und bei der »Heemet«? »En Puurebrief« (Adressat: ein appenzellischer stud. phil. in Zürich):

»Herisau, Wentermonat... Mini Trine loht mer efach ke Rue ond säät all Tag, i söll jez doch emool überem Landsmaa of Zöri abe schribe... Bi meer goht alls im Alte. Im Herbstmonet han i müese dri Suue metzge... De Wiissbuch het em Ziistig vor acht Tage kälbleit. De Pläss ischt mer aafangs Wiimonet fetloff; er het scho lang näbis aardlecht ommepfnuderet. De seb Galtlig han i am letschte Maart vechauft, de Diem het mer no e Töbeli meh potten als de Frischknecht. Em Hörler sini Heemet wär fääl, aber si sei en Blätsch mönder wert as er meeni... Metti Broochmonet goni wider z'Alp... Ond wenns der im letschte Sommer pliebet het binis i de Hötte, so chaascht wider choo so lang-t-wit. So ond jetzt bhüeggott. Mit em Schribe-n-aber chonscht mi nömmere nöber, seb säg der. E. Z.«

Solche Zusammenhänge und ein solcher Bauernbrief wäre zwar da und dort kein »ökonomisches Moment«. Aber ist nicht gerade diese Gesinnung das typisch Wichtige, das, was zur Wirtschaftlichkeit führt: *dieses den Kopf bei der Sache haben, dieses lebendige Interesse, dieses besonders stark am »Vechli«-Hangen* »ond öppe n'e Zäuerli nee«, *dieses innerliche Erleben des Berufes*, wobei alles bis ins kleinste durchdacht wird und Einsichten gewonnen werden, zu denen ein anderer mit aller Schulung nicht durchdringt.

Woher anders kommt es, dass Aussteller, selbst landwirtschaftliche Schulen, wenn sie für eine Ausstellung recht schöne Kühe haben wollen, nach Innerrhoden sich wenden und dort Tausenderbeträge laufen lassen?

»Er wäscht es und bürstet es und hängt sogar die Schwänze seiner Kühe an einer Schnur auf, damit sie schön rein bleiben«, schreibt schon G. B. Depping, französischer Gelehrter, in seinem vierbändigen Werk »La Suisse ou esquisse d'un tableau historique, pittoresque et moral de Cantons hélvétiques«, 1822. »Die Kühe haben ein glänzendes Fell wie die bestgepflegten Pferde«, berichtet ebenso L. Simond, Schriftsteller und Gemeindepräsident von Versoix schon 1822. (Voyage en Suisse, fait dans les années 1817—19, 2. vol.)

Das alles ist nicht gar so selbstverständlich, auch dann, wenn man nicht vom Süden kommt, sondern vom Osten, wo die Temperatur noch nicht so viel drückender ist, wo aber auch andere politische Verhältnisse einst einwirkten; z. B. von den früheren Gegengrenzlern schreibt ein Soziologe (Palmer):

»Der Wallache hat eine eingewurzelte Abscheu vor jeder Arbeit, vor der er sich drücken kann — und was die unvermeidliche Arbeit anbetrifft, so hat er eine sehr hohe Vorstellung von der »männlichen Würde« und hält es für recht und billig, dass er die langen Sommertage hindurch eine köstliche Siesta geniesst, während seine Frau alle Arbeiten auf dem kleinen Besitztum verrichtet.«

Ob aber alle Appenzeller zu den Täglichen zu rechnen sind? Als ein typischer Ausnahmemacher, ein sogenannter »Moschtgast«, nachts 12 Uhr immer noch keine Anstalten machte, zu gehen, sagte der unwillig gewordene Wirt, der an der ganzen Sache 10 Rappen verdiente, zur Frau: »Chomm Babe, mer wend is Bett, de Gascht will hää!«

Doch die wichtigste Ausnahme lässt sich umschreiben durch jenen Appenzeller, der einst zum Landammann kam, um Audienz bat, abgewiesen wurde und rief: »Gad e-n-änzigs Wort, Herr Landamma!« »Nütz isch! Machid, das'r mit Euere Müedereie fortchöönd!« »Gad e-n-änzigs Wort, Herr Landamma!« »Noso! Wa wänd'r?« »Göld!« Sicher eine sehr moderne Erscheinung im Staat!

(6) Das Interessanteste aber ist, wie der Sparsinn übergeht in den eigentümlichen straffen

Zug ins Aufgeräumte,

Unüberladene, Klare, fast Karge, auch auf dem Gebiet des Politischen.

Es gebe nämlich auch in dieser Sphäre ein »weniger ist mehr«, eine Mission, Hüter der wohligen, ballastfreien Stube zu sein: gegen die Finanzunordnung im Staat, gegen die zunehmende Art, bei der Einkommenssicherung mehr und mehr auf die Preise zu greifen und die Spekulationseinkommen zu schonen, gegen die wuchernde Mode der Privilegierung der einen, zumal ohnehin Stärkeren auf Kosten der andern, gegen jenen Teil der Regierungseinmischung, bei dem heute dekretiert und morgen korrigiert wird, gegen alles Uebermästete, Ueberorganisierte, Protzenhafte, Unreine in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, nicht gegen das ökonomische Gesetz von der wachsenden Staatstätigkeit, aber für eine Tätigkeit, deren Nah-, Fern- und Rückwirkungen genug durchdacht werden, nicht gegen die Eingriffe, aber für weniger und dafür bessere Eingriffe.

Wäre diese Gesinnung nicht von einer innigen Empfindung und oft verbunden mit einer eigentümlichen Abgeklärtheit, manchmal auch mit stiller Wehmut, wäre es erst noch fraglich, ob dann die Landsgemeinde mehr Geist und geistige Form bekunden würde. Zum Geist gehört ja auch der Sinn für das Wesentliche. Man sage daher richtiger, als der Appenzeller wolle grundsätzlich »nütz neus«: er wolle bestimmt keine »teure Schweiz«, keine unnötige »Gsetzlimacherei«, er wolle nicht das Opfer werden der Unfreiheit, der unnützen Kostspieligkeit und Komplizierung, der ungeheuren Begehrlichkeit, der Interessenbuhlerei, des Ballastes in der Volkswirtschaft.

Kämen z. B. gewisse Zollzuschläge, wie sie heute auf notwendigen Lebensmitteln bestehen, und allgemeiner die Preisdiktatur von Brugg vor die Appenzeller Landsgemeinde, wäre allerdings mit hundert gegen eins zu wetten, dass sie bachab geschickt würden und mit einer heillosen Wucht. Aber wäre dieses »nütz neus« wieder ein Schaden? Durch derartige Privilegierung oder doch in diesem Mass anstelle der Hilfe wie früher für diejenigen Einzelbauern, Gewerbetreibenden, die es wirklich nötig haben, seien vor allem die ohnehin Wohlgestellten unter den Bauern, namentlich die

Grossbauern im schweizerischen Mittelland die Geschützten, und andere, die ihre Liegenschaften hernach teuer verkaufen. Das Schweizerische Bauernsekretariat schätzt die durch zu hohe Verkaufspreise zustande gekommene Ueberschuldung der schweizerischen Landwirtschaft auf etwa eine Milliarde. Und dazu treffe die Preiserhöhung alle jene, die auf den Ankauf von Butter, Käse usw. angewiesen sind. Das aber wirke auf die Löhne, verteuere die Produktion der appenzellischen Industrien, mindere die Exportfähigkeit, schaffe Arbeitslosigkeit, verringere die Kaufkraft, verschlechtere die Steuerbilanz, und nun komme notwendig der Staat mit Arbeitslosen-Unterstützung, Sanierungen, industriellen Schutzzöllen usw.. Aber der fatale Kreislauf sei damit noch nicht beendet. Der neueste Eingriff drücke nun wieder auf den Steuerzahler und Konsumenten und jetzt wieder auf den Bauern, aber nicht auf die Spekulanten und auf diejenigen, die inzwischen ihren Boden teuer verkauften und in Freuden in der Stadt privatisieren.

Als Picot 1819 in seiner *Statistique de la Suisse* alle Kantone untersuchte, fiel ihm an den Appenzellern sehr auf: »... Ils n'ont aucune douane, ni pour l'introduction ni pour l'exportation des marchandises«. Das war die Zeit, wo das Appenzellervolk noch über sich selbst befahl. Auch je und je schickte es freizügig eingestellte, aufgeräumte Fabrikanten und Intellektuelle nach Bern. Einer von ihnen, Zellweger, der Togener Fabrikant, war es, der als Oberzollinspektor von der Tagsatzung zur Prüfung der Zollfragen eingesetzt, nachwies, dass mit Umgehung der Schweiz, selbst mit einem Umweg von 100 Stunden, weit wohlfreier speditiert werden könne... — Die Einstellung auf das Freizügige, Aufgeräumte ging derart weit, dass es lange als absoluter Vorzug in der Richtung der Verbilligung und Verbesserung galt, die ganze Gegend auf wenige Industrien zu spezialisieren und zu schulen.

Und wie viele andere Gesetzesbeschlüsse gibt es, die genau gleich wie die Zollpolitik direkt oder indirekt verteuernnd wirken auf die ganze Schweiz! Da zeigt sich dann das vermeintliche »nütz neus« als eine wohl zu vertretende, herausgearbeitete Meinung.

Wieder auffallend ist, dass eine so heftige Opposition schliesslich gegen die eigene »teure Schweiz« ausgerechnet aus Baselland und Appenzell A. Rh. kam. Wo es sich um beinahe 100prozentige Exportindustrien handle, entscheide im-

mer noch der »König Konsument«. Er, der billigere Preis, sei das, was obenauf schwinge in der Konkurrenz.

Beide, Basel und Appenzell, liegen an Grenzecken, wo sie zusehen mussten, wie unter dem Preisgefälle Jahre hindurch die Arbeit dort der Seidenbandweberei und hier der Stickerei über die Grenzen getragen wurde, wie jenseits der Grenzen die Betriebe zuweilen Tag und Nacht arbeiteten, während diesseits die Gemeinden kaum wussten, wie die Arbeitslosengelder aufzubringen.

Zu dieser »Solidarschutz«-Situation meinte ein satyrischer Appenzeller, dem es ein Rätsel blieb, wie man allen helfen kann, ohne dass nicht jemand helfen muss: »Ach, minn Gott ond Vatter! Wenn's doch all Lüüt so guette hättid wie-n-i ond denn i no e betzeli besser!«

»Hand aufs Herz! schreibt der Innerrhoder Jahrbuch-Chronist über 1935, wer hätte es z. B. vor 25 Jahren noch für möglich gehalten, dass für den ersten und ältesten Erwerbsstand unserer Heimat — den Bauernstand — eine Hilfsaktion Platz greifen müsste? Das alles ist nicht geeignet, hoffnungsfreudig und übermütig zu machen . . .«

Der appenzellischen Landsgemeinde mit ihrem Wunsch nach dem Aufgeräumten, Sparsamen, Unüberladenen ist daher aus dem Innern gesprochen, was Prof. Manuel Saitzew 1937 schrieb:

»*Man interveniert* heute zugunsten des einen Wirtschaftszweiges (und zu Lasten eines zweiten), morgen zugunsten des zweiten (und auf Kosten des ersten und eines dritten), übermorgen zugunsten des dritten (und zu Lasten der beiden ersten) usw.. Heute werden den Landwirten höhere Preise bewilligt, morgen werden durch Kontingente und Zölle Rohstoff- und wiederum Nahrungsmittelpreise hinaufgetrieben, übermorgen werden die Löhne der Industriearbeiter erhöht, woraufhin wieder der Exportindustrie Prämien gewährt werden; zwischendurch werden zusammengebrochene Unternehmungen mit Staatsmitteln wieder flott gemacht (wodurch den gesundgebliebenen die Existenz erschwert wird), nicht lebensfähige Unternehmungen direkt oder indirekt ins Leben gerufen, und immer wieder werden die Steuern erhöht. Die Interventionen laufen förmlich im Kreise: die Begünstigten werden zu Lastenträgern, die Lastenträger zu Begünstigten.

— So entsteht insgesamt jener mehr hindernde als fördernde wirre Wust, jenes Chaos zusammenhangloser Interventionen, das so typisch für unsere Gegenwart ist und an dessen Beseitigung, an dessen Ordnung man auch unter den günstigsten Voraussetzungen geraume Zeit wird laborieren müssen . . . «

Will man noch ein Bild dafür, hier das Sujet: ein Appenzellerknabe — der Interventionist — ass unterwegs von zwei Würsten, die er nach Hause bringen sollte, die eine. Als ihn die Mutter fragte, wo er die andere Wurst habe, streckte er der Mutter die andere Wurst entgegen und sagte: »Ebe das ist jo die ander!«

Da man hingegen über die öffentlichen Unternehmungen und Anstalten besonders auf kommunalem und kantonalem Boden wenig klagen hört, ist die Folgerung eigentlich die: so heillos der appenzellischen Mehrheit jenes Karussellsystem von Begehrlichkeiten zuwider ist, bei dem kein Mensch mehr die volle Verantwortung trägt, bei dem an einem fort geflickt und gleichzeitig aufgerissen wird durch unzählige kleinliche, sich widersprechende Preiseingriffe, so *erträglich ist dem Appenzellervolk der Teil des öffentlichen Eingriffes, bei dem wirklich auf lange Sicht gearbeitet wird und bei dem die Verantwortung einigermassen klar ausgeschieden ist und wenn dieser Zugriff dann sogar noch kräftiger aber durchdacht ist.*

Der Appenzeller Fabrikant, der bedenkt, wie z. B. der Weltpostverein den Planeten geschlossen umfasst, wie allein die Negerrepublik Nigeria, der Buschwald Nord-Rhodesia, Wüstenteile Arabiens und einige jungfräuliche Inseln auf weiter See fehlen, dass aber vor nicht einmal hundert Jahren allein in der Schweiz 19 Postpachten amteten, dass in einem zu Appenzell benachbarten Land eine katholische Post funktionierte und eine reformierte, dass es damals Postkriege gab wie heute Oelkriege, dass ein Brief von Trogen nach Zürich mehr kostete als heute ein Brief nach Kalifornien und dass die Brieftaxe variierte von Ort zu Ort und innerhalb der Schweiz von 22 Rp. bis 1.80 Fr., der wird gestehen: hier hat die öffentliche Unternehmung rationalisiert! Wenn er das leugnet, ist er jenem Appenzeller nicht unähnlich, der zu Markte fuhr, sein Pferd auf den Wagen hob, sich selbst an die Deichsel spannte, viel rascher vorwärts kam und den Irrtum erst bemerkte, als er wiehern wollte, und wer das glaubt, meint, es sei wahr.

Möglichst umständlich hat der Schreiber damit wieder einen appenzellischen Gesinnungszug klar gelegt, mit der

Bitte, es solle es ihm niemand übel nehmen, dass er auch hier noch einen lästigen Nachsatz hat. Möchte nämlich was überlegenswert ist am »nütz neus« noch mehr Appenzellern zum Bewusstsein kommen und zum Erlebnis werden wie dem Genfer Moise Vautier, der in St. Gallen, in der Eisenhandlung der Gebrüder Schoch an der Multergasse, seine kaufmännische Lehre machte und dort jeden Morgen die aufgeräumten Appenzellermilchmannen sah, welche jodelnd die frische Milch in die Stadt brachten. Sein Eindruck von diesem Bild, erzählt Theodor Curti, war so lebhaft, dass er im Jahr 1850 nach Carouge zurückgekehrt, im Zirkel seiner Freunde oft von diesen Fruitiers d'Appenzell sprach und 1854 an einem Schifferfest in einer der beflaggten Barken mit andern Schützen die Gesellschaft der Fruitiers d'Appenzell gründete, welchen Namen ihnen die Festlaune eingab. »Und weil die Gesellschaft aus lauter Radikalen bestand, machte sie noch am gleichen Tag Kundgebungen für James Fazy, dessen Regierung das Jahr zuvor gestürzt worden war, und trug dabei eine Fahne durch die Strassen, worauf ein Maler rasch einen Appenzellermilchmannen gemalt hatte. Bald wurde die kleine Zahl zum grossen Verein, der über zweitausend Mitglieder zählte«, sehr rührig war und im Jahr 1855 Fazy wieder ans Ruder brachte, den Mann, der den Ausspruch tat: »Notre véritable nationalité est d'être sans cesse en avant.«

Auf unserer eigenen Barkenfahrt nach diesem Licht der wahren Nationalität, die darin besteht, stets voran zu sein, wird es aber gut sein, wenn wir den Filz etwas tiefer in den Kopf drücken und uns gefasst machen.



II.

Einmal erweist sich gegenüber dem Zug ins Aufgeräumte eine Seite der appenzellischen Wirtschaftsgesinnung als noch stärker:

Die hohe Auffassung vom Einzelnen, Selbständigen, Freien.

(7) Diese ergänzt den Zug ins Aufgeräumte wohl in vielem, z. B. wenn es geht gegen bürokratischen Geist, gegen nachteilig gross gewordene Aktiengesellschaften, gegen teuer und schlecht arbeitende Preiskartelle, gegen überladene Wirtschaftspyramiden. Allein, der Hang zum Freien in der appenzellischen Potenz könne auch, so heisst es, vom Aufgeräumten wegführen nach der Seite des »trop meublé«, der auffallend vielen und verhältnismässig kleinen Unternehmer. Ist es zu einem Teil dieser freie Geist, in dem

der einstige Wirtschaftsaufstieg Appenzells

begründet liegt, aber auch *die geringere Möglichkeit heute?*

Wie war es denn einst? In der Zeit von 1688 bis 1734, da überall im Appenzellerland Webkeller eingerichtet wurden, wuchs die ausserrhodische Bevölkerung von 19,804 Einwohnern auf 34,571, derweil in der gleichen Zeit die Zunftstädte in der Schweiz völlig konstant blieben und die meisten nicht viel mehr oder noch weniger als 10,000 Einwohner zählten.

Der Zürcher Professor H. Wehrli leitete denn vor seinen Studenten einmal eine Stunde ein: »Welches ist eigentlich der bevölkerungspolitisch merkwürdigste Kanton der Schweiz?« Grosses Schweigen in den Bänken. »Appenzell A. Rh.! Eine solche Bevölkerungsdichte, und zwar schon sehr lange, findet man bei solch bescheidenen landwirtschaftlichen Grundlagen

nirgends auf der Welt. Es kommen ganz ausserordentliche Verhältnisse dazu.« In den historisch-geographischen Gemälden der Schweiz, 13. Heft 1835, konnte Dr. Gabriel Rüsch berichten, Ausserrhoden sei nach Malta die volkreichste Gegend Europas. Im Jahre 1734 hatte im Hinterland z. B. die 972 Meter hoch am Abhang gelegene, klassische Webergemeinde Schwellbrunn zirka 1800 Einwohner, heute 1506 (1930). Im Mittelland das 907 Meter hoch am Nordhang des Gäbris gelegene traditionskühne Trogen 2250 Einwohner, heute 1967! Im Vorderland das 962 Meter hoch westlich des Kaien gelegene Wald 1436 Einwohner, heute 1081!

Die heutige Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftsordnung des Appenzellervolkes besteht zur Hauptsache nicht erst seit 1798. Die französische Revolution brauchte nicht erst die Grundherrschaft zu zertrümmern und die Geburtsstände zu ersetzen durch das allgemeine Bürgertum.

Zu einer Zeit, da noch viele Philosophen, Staatsmänner, Priester sich sehr aussprachen gegen die Abschaffung der »nützlichen, gerechten, wohltätigen« Bauern - Leibeigenschaft und viele Unfreie selbst dachten, sie seien zur Freiheit gar nicht reif, zu dieser Zeit konstatierte der Zürcher Dr. Hirzel an den Appenzellern (Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft IV 1746): »Ich zweifle, ob ein Volk in der Welt so sehr die Freiheit liebe, als dieses.«

Glarnerland und Appenzellerland nahmen ihren bewundernswerten industriellen Aufschwung lange vor der französischen Revolution — trotz der schlechten Verkehrslage — infolge freierer Auffassungen, abseits zünftischer und aristokratischer Herrschaft mit ihrer faktischen Privilegierung der reichen Zünfte und besonders einzelner Familien, die den Schutz eines scharfen städtischen Protektionismus genossen.

»Infolge des in St. Gallen herrschenden Zunftzwanges kamen die Appenzeller gar bald auf den Gedanken, für fremde Rechnung selbst zu fabrizieren, und es führte der Flecken Appenzell, der damalige Hauptsitz der appenzellischen Regierung, bereits im Jahre 1414 eine Leinwandschau ein, an der die Tücher gegen Entrichtung einer gewissen Gebühr geprüft und gemessen wurden. Wir treffen denn auch in Herisau noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sieben Zünfte: die der Gerber, der Bierbrauer und Färber, der Kupferschmiede, der Maurer, Schmiede, Zimmerleute und Schreiner, der Buchbinder, Schlosser und Sattler, der Schuster und Schneider.

Die Weber, die den weitaus grössten Teil der Erwerbstätigen bildeten, standen aber abseits einer eigentlichen Zunftorganisation, während Gustav Schmoller uns einen Einblick gibt in die Weberzünfte anderswo, in seiner Arbeit »Die Strassburger Tucher- und Weberzunft«: das Recht des Verlegens von Geweben war damals an die Mitgliedschaft der Händlerinnung geknüpft, das Recht des Webens an die Zunft. Die Art der Produktion war genau vorgeschrieben, von staatlichen Beamten kontrolliert, der Absatz monopolistisch geregelt, die Preise obrigkeitlich festgesetzt und eine gleichmässige Vermögensverteilung angestrebt. Hierin lagen die grossen Möglichkeiten der Zünfte. Hierin lag aber auch die Verknöcherung und in der Verknöcherung der Todesgeruch, der den Zünften im 17. und 18. Jahrhundert in die Nase stieg: sie kamen nicht hinaus über grosse soziale Uebelstände. Sie hielten zuviel auf Monopol und Rechtssatzung und zuwenig auf Oekonomie. Sie waren der heranwachsenden wirtschaftlich-technischen Revolution nicht gewachsen. Die Zeit schritt schliesslich einfach über sie hinweg und zermalmte sie samt dem guten Kern.

Damit hörte allmälig aber auch der Vorsprung der weniger reglementierten, freieren Appenzeller auf. Sie wurden mehr oder weniger eingeholt, zuletzt noch in den 1860er Jahren durch die demokratische Bewegung. Ja, die Appenzeller wurden nicht nur eingeholt, sondern *dieselbe Gesinnung, die ihnen einst den Erfolg brachte, scheint ihnen seit den letzten Jahrzehnten zum Verhängnis zu werden: es ist die Zeit der Grossunternehmungen gekommen, und diese unfreiere Zeit ist vielleicht nicht so restlos das Element aller Appenzeller.*

Gar viele Appenzeller-Unternehmer scheinen etwas zu haben von der Art der Ziege des Monsieur Séguin, die, nachdem er schon eine ganze Reihe Ziegen auf ähnliche Weise verloren hatte, bei aller gütigen Pflege des Herrn an der Kette einfach nicht recht gedieh, es vorzog, den Kampf mit dem Wolf aufzunehmen, um dafür in den Bergen frei zu leben und die nach einem herrlichen Sommer und einer Nacht heldenmütigen Ringens bis ins Morgengrauen vom Wolf doch endlich wieder gefressen wurde.

(8) Die Vergegenwärtigung der 9 Privatbahnen auf appenzellischem Boden, des landwirtschaftlichen Kleinbesitzes, der zu Zeiten in die Hunderte zählenden Fabrikanten, stellt uns mitten hinein in diese *dezentralistische*

Struktur der Unternehmungen.

1842 zählte man in Ausserrhoden bei einer Bevölkerung von 43,308 Personen 443 Fabrikanten in weissen Baumwollartikeln. 1890 beschäftigte 1 Fabrikant mehr als 200 Webstühle, 3 mehr als 150, 15 mehr als 100, 11 mehr als 50 und 29 Fabrikanten mehr als 50 Webstühle. Und heute braucht man nur einen Blick zu tun in ein Branchenregister, und man staunt, wie ungeheuer viele Unternehmer sich teilen in die ostschweizerische Industrie, während die gesamte japanische Textilindustrie kaum einem Dutzend oberster Leiter untersteht.

Die individualisierte Branche und die Heimarbeit in dieser Branche hat es dem Appenzeller Unternehmer von jeher erleichtert, ein Geschäft aufzumachen: so ist das Geschäft nicht kapitalintensiv. Die Anschaffung des Webstuhls, der Stickmaschine usw. wurde vom Weber und vom Sticker sehr oft selbst bestritten. 1890 waren von 2744 appenzellischen Handstickmaschinen, also sogar Maschinen, die immerhin 1800 Fr. kosteten ohne Hausanbau usw., 1402 = 51 Prozent im Besitz von Einzelstickern.

Es lebt bis heute etwas vom Geist aus der Zeit der aufsteigenden Textilindustrie, wo so mancher Weber und Sticker, wenn er nur recht tüchtig war, sich zum Fabrikanten¹⁾ aufschwingen konnte. Einmal mehr wird diese kleine appenzellische Welt gross in ihrem Freiheitswillen, gross bis fast zur Katastrophe. Und weil diese ganze Lebendigkeit mit zu dem gehört, was dem Appenzeller seine Welt lieb macht, sind die folgenden Ueberlegungen der ersten Gedankenverwirrung schon enthoben: ein Vernichten dieses Gewollten, Bodenständigen kommt für den Appenzeller nicht in Frage, nur eine Anpassung.

1) Das Wort Verleger ist nicht üblich. Man versteht darunter sogar etwas ganz anderes, nämlich einen Zeitungsverleger.

Hören wir einen Industriellen aus Herisau, der Mitglied war der internationalen Jury an der Weltausstellung in Wien 1873 und einen Bericht verfasste über die appenzellische Beteiligung, der in einer Richtung vielleicht doch interessiert:

Die Zersplitterung in der Fabrikation habe schon etliche Male die Krisen bedeutend verschärft. »Wie sollte ein in einem Bergdorf verborgener Fabrikant, der einen Jahresumsatz von höchstens 50,000 Fr. hat, imstande sein, mit den Bedürfnissen der Zeit fortzuschreiten, die richtigen neuen Ideen zu schaffen und aus seinem Benefiz die bedeutenden Kosten für Zeichnungen, Veränderungen an Stühlen usw. zu tragen? Wir kennen nur ein Mittel... Es ist die *Konzentration der Industrie* in weniger Händen und direkter Verkehr mit der Konsumation. Nur ein Geschäft, das einen Umsatz von wenigstens 4—500,000 Fr. macht und welches die Bedürfnisse der Kundschaft durch direkten Verkehr möglichst genau prüfen kann, darf die nötigen Spesen wagen, um die Fabrikation technisch und kommerziell auf der Höhe der Zeit zu halten. Nur ein solches Geschäft wird auch imstande sein, dem Arbeiter dauernd einen entsprechenden Lohn zu geben. Der jetzige Fabrikant müsste nicht beseitigt werden. Allein er hätte in diejenigen Schranken einzutreten, wozu er befähigt ist. Er müsste Fergger werden, der Zettel und Einschlaggarn, Karten und Muster erhält und gegen eine mässige Provision die Verarbeitung besorgt. Wir sind uns bewusst, dass wir mit dieser Anschauung, welche den bisherigen verderblichen Schlendrian total umstellen würde, manchen Fabrikanten beleidigen, der in der Zumutung, Fergger zu werden und fleissig arbeiten zu sollen und Mittwoch und Samstag seinen vergnüglichen Gang nach St. Gallen nicht mehr machen zu dürfen, eine Kränkung des Selbstbewusstseins erblickt. Wir sind uns bewusst, dass die meisten Kaufleute, welche bis anhin gewohnt waren, alle Sorgen und Kosten für Lager, Fabrikationsspesen und neue Muster den schwachen Schultern des kleinen Fabrikanten aufzuladen, allerlei einzuwenden haben werden. Allein unsere Ansicht ist nichts Neues. Sie ist lediglich die gleiche Basis, auf welcher heute das gleiche Geschäft in Frankreich, Schottland, Sachsen und Wien beruht und bedarf gar keiner weitern Verteidigung.«

Also Erstarrung des idealen Kerns des freien Aufstieges und der Selbständigkeit, der reinen ursprünglichen Demokratie in der Wirtschaft durch Konzessionen an die Wirklichkeit oder dann ob der Freiheit untergehen? Stützt sich die Organisation nur auf den Grossunternehmer, geht das hier noch ungeahnt Wertvolle verloren, und stützt sie sich hauptsäch-

lich auf Kleinunternehmer, wird die Pionierstellung eingebüsst?

Die wirkliche Entwicklung scheint beide Wege zu gehen, unter Wahrung beider Vorteile. Einen der positivsten Beweise liefert die Seidenbeuteltuchweberei, die für die Kurzenberger von so grosser Bedeutung ist und die ihre qualitative Monopolstellung auf dem Weltmarkt sicher dem Zusammenschluss von sechs Firmen zur schweizerischen Seidengazefabrik AG. mitverdankt, d. h. den besseren Absatzbeziehungen, einem tüchtigen Mitarbeiterstab, grösserer Kapitalkraft und den gemeinsamen Opfern für die Qualität und das Vertrauen.

Die grössern der appenzellischen Unternehmungen schufen auch Wohlfahrtsfonds oder Pensionskassen für ihr Personal, und zum Teil mit ganz bedeutenden Mitteln, worüber das Amtsblatt periodisch berichtet.

Ob also die möglichst hohe Besteuerung der AG., dieser gegebenen Form der Sammlung, nicht eine etwas fragliche Massnahme ist, gerade zur künftigen Entfaltung des appenzellischen Wirtschaftslebens?

Als weiterer Beleg für den Selbständigkeitstrang mag dienen ein Blick in den Jahresbericht des Kaufmännischen Directoriums St. Gallen: Dort beansprucht die Nennung der *Verbände* in der ostschweizerischen Textilindustrie zwei Seiten! 1937 waren es wohlgezählte 32 Verbände, die Unterabteilungen nicht gezählt.

Aehnlich spiegelte sich die Gesinnung im dezentralistischen *Fachbildungswesen*, als die Zeiten noch gut waren.

Auch der schweizerische Schulratspräsident, Dr. Rohn, legte in einem Vortrag vor der Zürcher Volkswirtschaftlichen Gesellschaft über die industriellen Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Schweiz den Finger u. a. auf diesen wunden Punkt, indem er ausführte, dass die schöpferische Tätigkeit des Geistes zwar das Werk des Einzelnen sei, dass aber in allen Fragen der Vorbereitung, Durchführung und Vertretung unserer Produktion der zu stark entwickelten individualistischen Struktur unserer Industrie und Politik begegnet werden müsse, da die wirtschaftlichen Notwendigkeiten auch von uns *vermehrten Gemeinschaftsgeist erfordern*.

Der Verband App. A. Rh. Verkehrsvereine hatte nicht wenig Mühe, bis er den Interessenten beibringen konnte, dass

eine Kollektivpropaganda mehr einträgt als das Einzelsein vorgehen.

Recht eigentlich zu reden aber gab früher schon die Vielzahl der selbständigen Existenzen im Alkoholausschank: die vielen Wirtschaften müssen zu Zeiten geradezu eine Landplage gewesen sein. 1908, als das *Wirtschaftsgesetz* beschlossen wurde, traf es auf 78 Einwohner eine Wirtschaft. Der Weg, den Ausserrhoden einschlug, wird vielleicht dereinst andern Kantonen noch zum Vorbild.

Die Gebühren für Gasthäuser und Hotels, Speisewirtschaften und Fremdenpensionen, Konditoreiwirtschaften und alkoholfreie Restaurants werden gemäss Landsgemeindeentscheid von 1908 zur einen Hälfte der Altersversicherung zugewendet und zur andern Hälfte der Herbeiführung einer wünschenswerten Verminderung der Zahl der bestehenden Wirtschaften auf dem Weg freiwilliger Ablösung durch den Kanton. Trotzdem über 100 Wirtschaften abgelöst wurden, ist die Quote allerdings nicht niedriger geworden, da eben auch die Bevölkerung abnahm.

Auf dem Gebiet der Landwirtschaft wurden gewisse Nachteile der Kleinunternehmer wettgemacht durch die *genossenschaftliche Bewegung*: z. B. ohne die Zuchtgenossenschaften, ohne die Alpgenossenschaften, ohne die Viehschauen und Prämien wäre es trotz des guten Willens des Einzelbauern nicht zu erreichen gewesen, dass das appenzellische Braunvieh zum besten gehört in der schweizerischen Viehzucht. Die 1557 Herdebuchtiere der acht innerrhodischen Grossviehzucht-Genossenschaften hatten 1937 eine Durchschnittspunktzahl von 81,77.

Daneben vergegenwärtige man sich auch etwa den Gemeindebesitz, unter dem z. B. die Allmend Forren in einem mit der Abtei St. Gallen gemachten Vertrag genannt wird, der das Datum vom 8. Februar 838 trägt. *Wenn eine Einrichtung über 1100 Jahre lebt und hernach der Gedanke eines gewissen öffentlichen Besitztums erst recht wieder zu leben beginnt, dann heisst es, dass doch auch das kollektive Denken eine starke Wurzel hat.* Nur zwei neueste Daten: 1936 wurde das Grundstück Zielfabrik vom innerrhodischen Staat gekauft, 1937 die Bergwirtschaft Aescher samt Alprecht auf Ebenalp von der staatlichen Wildkirchli-Stiftung erworben.

Innerhalb der Gemeinwerke ist allerdings wieder die Vielheit, das Persönliche typisch. So nennt der Geschäftsbericht über die Staatsverwaltung Innerrhoden im Jahr 1934 39 Korporationen und Rhoden (Einteilung nach Geschlechtern).

Gegenwärtig ist zweifellos auch beim Appenzellervolk die Bereitschaft zu etwas grösserer Gebundenheit im Wachsen. Aber die Losung bleibt: Privat *und* Staat, beide Arbeitselemente. Es sei kein Uebel, z. B. Kantonalbanken *und* Privatbanken zu haben: das private Element wirke auf das staatliche in der Richtung vermehrter Rührigkeit und das staatliche auf das private in der Richtung vermehrter Rücksichtnahme auf das allgemeine Interesse. Die Gesinnung entscheidet auch hier von Fall zu Fall, überzeugt, dass es allzeit einen grossen ungebundenen Wirkungskreis gegeben habe und geben werde, weint den Dogmatikern keine Tränen nach und hält es auch in Wirtschaftstheorien nicht mit jenem Ausnahmeappenzeller, der viele Wanzen im Haus hatte und mit dem Wunsch ihrer los zu werden, die Wohnung anzündete sich vor sie hinsetzte und rief: »Wenn das nüd guett för d'Weentele (Wanzen) ischt, was Tüüfels isch denn guett?«

Wo aber sieht der Appenzeller den Ausgangspunkt der grossen Wellenbewegung der kommenden hundert Jahre? Hat das Kriegsende die grosse Welle geworfen mit den wirklich neuen Ideen, die wiederkehren werden in Form menschenfreundlicher Gedanken vom Arbeitsverhältnis bis hinauf zum Völkerbund? Ist der Frontenfrühling einfach ein vorauszu sehender Gegenstoss, eine Reaktion und wahrscheinlich nicht einmal die letzte, bis das soziale Gut sich gereinigt haben wird mit den Jahrzehnten? In der von der Frontenbewegung veranlassten eidg. Volksabstimmung vom 8. September 1935 über die Einleitung der Totalrevision der Bundesverfassung winkte das Ausserrhodervolk mit der denkbar grössten Deutlichkeit ab.

(9) Auf einen ganz interessanten Zusammenhang weist auch Prof. Rappard hin. In seinem Buch »La révolution industrielle et les origines de la protection légal du travail en Suisse« schreibt er 1914: »Malgré le caractère industriel d'Appenzell Rhodes-Extérieures, les grands établissements n'y

ont jamais prospéré. *L'humeur indépendante de ses habitants s'est toujours insurgée contre la discipline de la vie de fabrique.«*

Heute bekäme ein Grossunternehmer freilich mehr als genug und für die Disziplin des Fabriklebens willige Appenzeller. Das teilweise Fehlen der grossen Etablissements liegt nicht nur an der zumal früheren Abneigung des Appenzellers vor der Fabrik, sondern auch noch an der Geographie der Höhenwelt, an Steuern, Kraftpreisen ...

Warum aber werden im Vorderland auch neuestens wieder die mechanischen Stühle beim Weber daheim montiert? Sind es Rücksichten? War es bei den Handstickmaschinen nur wegen des Fabrikgesetzes? Ist es in andern Fällen, weil die kapitalintensivere Zentralisation noch nicht in allen mannigfachen Verhältnissen und Artikeln so restlos überlegen ist und es kaum je werden wird, derart dass neben der Fabrikwelt auch das Altappenzellische immer noch eine gewisse Zukunft hat?

»Die Klein- und Einzelstickereien erweisen sich in den heutigen unbestimmten Konjunkturverhältnissen sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialpolitischer Hinsicht vorteilhafter als Grossbetriebe (nicht zu verwechseln mit Grossunternehmungen!) ... Als Charakteristikum der Stickerei ist daher die Tatsache hervorzuheben, dass trotz fortschreitender Mechanisierung und der damit verbundenen Kapitalinvestierung keine Konzentration der Betriebe stattfindet, sondern im Gegenteil eine fortschreitende Dezentralisation in Kleinbetriebe.« (Dr. H. Häuptli, Die Krisis der schweizerischen Stickerei ...)

1903 traf es pro Schiffstickerei-Betrieb 17,5 Maschinen, 1911 (im besten Stickerei-Ausfuhrjahr, mengenmässig) 10,1, 1925 noch 4,2 (aus Kellner's Statistik der Schiffstickerei). Die Stickereikatastrophen treffen die Fabriken am verhängnisvollsten. Grossbetriebe mit ihrer Einstellung auf stetigen Massenabsatz, auf fliessende Massenproduktion sind empfindlicher gegen auch nur vorübergehende, geschweige anhaltende Störungen. *Was standhielt, war die nüchterne Berechnung abseits der kostspieligen Fabrikmauern und abseits des noch kostspieligeren Unpersönlichen.* In Amerika zeigte sich das-selbe: für die Stickereibranche mit dem stossweisen Einsetzen der Arbeitslosigkeit, der Nachfrage nach kleinen Quanten und Spezialitäten, ist der Kleinbetrieb mit Familienangehörigen widerstandsfähiger. So erweist sich einmal die überhebliche

Meinung, die Fabrik sei alles und die Heimindustrie nichts mehr, als unkritisch.

Aber sicher ist es nicht allein der nüchterne Sinn des appenzellischen Arbeitgebers, sondern gerade auch noch das Freiheitsgefühl, der

Heimarbeitssinn

des appenzellischen Arbeitnehmers, jenes unter den Höhenbewohnern immer noch lebendige Gefühl: auch dann noch lieber in der Heimat verbleiben und daheim auf seinem »Höckli« arbeiten (als in die Fabrikgegenden abwandern), wenn bei etwas weniger Lohn, gerade wie auch gewisse Stadtbewohner umgekehrt lieber mehr bezahlen und dafür heimatlicher und freier in Villen wohnen.

Es ist ein Wunder, wie die feine Handstickerei sich zu erhalten vermochte und vermag trotz der Kapitalintensität der neuesten Industriepoche und trotz der Preiskonkurrenz der chinesischen Mandarinen. Gewiss, hier ist es in erster Linie die Ausnützung freier Zeitstreifen im Haushalt. Aber wer eine schöne Innerrhoder Tochter in ihrer Tracht am Stickrahmen auf grünem Wiesenteppich gesehen hat bei emsigem Fleiss, Scherzen und Lachen, der kennt den ersten sichern Eindruck: etwas immer wieder Ergreifendes, Wohlendes, und wer fühlt da nicht nach, dass diese Menschen an ihrer Heimat hangen und hangen, wenn schon die Fabriken und neuen Industrien in der Ebene, an den Hauptverkehrslinien entstanden. — Fürs zweite halten diese Menschen auch solange an der freieren Lebensweise, als die Fabriken in ihren Augen oft einen gewissen Makel haben. Einmal mehr treffen sich ganz alte Anschauungen unter Umständen mit der modernsten Sozialpolitik. »O, wie ischt doch d' Welt so schö off dem Berg obe! Jää, i nüem nüd tuusig Guldi, das i nüd off de Welt wäär ond chönt's ebe-n-ase wohl bruuche.«

Der Innerrhoder Dr. K. A. Neff stellte in seiner Heimarbeitstudie »Die Appenzeller Handstickerei-Industrie« fest, dass man trotz der bescheidenen Löhne »von der sonst allgemein tönen Klage über Heimarbeitselend in Appenzell nichts vernimmt«. »Die Innerrhoderin stickt gern und findet die Stickarbeit als etwas Lustiges, nicht Mühseliges, Peinliches. Ja noch mehr! Die Stickarbeitsfreude geht soweit, dass sie oft des lieben Stickens willen die Hauswirt-

schaft vernachlässigt. Die Appenzellerin ist stolz auf ihre Heimarbeit, stolz, weil sie frei ist im Beginn und in der Fortführung der Arbeit, und ihr kein Fabrikherr Befehle erteilt. Ihre Lösung: Nur nicht in die Fabrik. Gerade der verächtliche Ausdruck »Fabrikarbeiterin«, dem man in Innerrhoden den Stempel der Minderwertigkeit aufdrückt, erweist sich als grosser Förderer der Heimarbeit. Der Unabhängigkeitssinn der Innerrhoderin äussert sich auch im Abscheu gegen das Dienen. Fast alle Gehilfinnen in den Haushalten des inneren Landesteiles stammen aus anderen Kantonen. *Innerrhoderinnen wollen stets sticken.«*

Das innerrhodische Gastwirtschaftsgewerbe zog im Sommer 1935 (!) 46 ausländische Dienstmädchen heran »in Ermangelung einheimischer Arbeitskräfte«. Dieser Unabhängigkeitssinn ist eigentlich wieder das Schweizerische noch verstärkt: die grosse Zahl von deutschen Dienstmädchen in schweizerischen Städten und Dörfern über alle Jahre der Wirtschaftsdepression ist wirklich auffallend und ebenso, dass jeder achte Schweizer in den letzten Jahren eine Ausländerin heiratete, meist ein solches Dienstmädchen. Die Appenzeller-Zeitung liess sich denn wiederholt hören für die weibliche Rekrutenschule, und die appenzellische Landfrauenbewegung hat begonnen, auch hier einzugreifen.

Wenn aber das alles nicht typisch wäre für den Unabhängigkeitssinn, bliebe es immer noch die ganz auffallend freie *Regelung des Arbeits- und Lohnverhältnisses* in der Innerrhoder Handstickerei, die zugleich noch eine andere Voraussetzung hat, nämlich das Nahe im Innerrhodischen, das Persönliche: hier wird dem Missbrauch dadurch gesteuert, dass alles einander kennt.

Wo der Ausserrhoder indes nicht abzuwandern braucht, wo die Fabrik zugegen ist und die Maschinenkombination ihn dauernd besser stellt, dort allerdings vertauscht auch der Appenzeller sein »Webeli« und gar gegen eine »sichere Existenz«, wie der Ausdruck doch auch hier immer wiederkehrt. Der Aufschwung des verkehrspolitisch günstiger gelegenen, mannigfach fabrikindustriellen Herisau zeigt, dass die Fabrik auch im appenzellischen Ring in der Gegenwart die eigentliche Schwergewichtsmeisterin ist, während einige typische Heimarbeitsgemeinden geradezu »knockout« geschlagen wurden.

In der Zeit von 1850 auf 1930 hatten diese Gemeinden, die Seidenbeuteltuchweber-Gemeinden ausgenommen, nicht nur keinen Bevölkerungszuwachs, sondern eine absolute Abnahme: Schwellbrunn — 33,2 %, Trogen — 24,7 %, Wald — 24,6 %, Grub — 22,8 %, Stein — 12,7 %, Schönengrund — 11,6 %, Rehetobel — 9,5 %, Speicher — 8,3 %, Hundwil — 8,1 %; es folgen Gais +5,1 %, Teufen +6,2 %, Wolfhalden +6,3 %, Bühler +7,6 %, Reute +7,9 %, Urnäsch +8,2 %, Lutzenberg +24,3 %, Heiden +25,3 %, Waldstatt +35,5 %, Walzenhausen +47,1 %, Herisau (wo allerdings auch die kantonale Verwaltung die Einwohnerzahl förderte) +62,1 %.

So zutreffend der Freiheitsidealismus einer der Gründe sein mag, warum die Heimindustrie hier viel älter wird, dann also spielt er von selbst nicht mehr, wenn er zu teuer bezahlt werden muss: mit zu geringer Rentabilität, zu niedern Heimarbeitslöhnen. Dann ist dem Appenzeller die gesicherte Stellung das Freiere, auch wenn er verzichten muss, sich in seiner Welt zu fühlen, zum Znüni hinters Haus zu gehen, einen saftigen Rettich auszuziehen und »ihn ganz zu essen bis auf den Schwanz«, oder nach der Henne zu schauen, die ihre Eier auch lieber in ein Heustockversteck legt als in die obligate Massenlegekiste — wenn er auch verzichten muss, die Zeit freier einzuteilen, über die Mittagsrast einer älteren Geiss die Hornschuhe zu stücken, an einem gar schönen Frühlingstag einige Minuten länger auf dem Bänkli am Südschirm sich zu sonnen und den Arbeitsausfall bei günstiger Gelegenheit reichlich zu kompensieren — ja selbst wenn er wenigstens zum Teil verzichten muss auf die abwechselnde Arbeit, die ebenfalls beitrug zum körperlichen und seelischen Wohl und sich kundtat in der Heiterkeit und Fröhlichkeit des Appenzellers über die Jahrhunderte.

Und das Ganze erklärt nochmals eine appenzellische Gunst von einst und eine geringere Möglichkeit von heute. Noch 1910 hatte Ausserrhoden den grössten Prozentsatz derer, die in Industrie und Kleingewerbe den Unterhalt fanden, nämlich 735 Promille (bezogen auf die Erwerbenden) gegenüber Glarus mit 655, St. Gallen 636, Baselland 603, Neuenburg 598, Solothurn 585, Innerrhoden 572, Schweiz 478 Promille. Und bedenkt man, dass die Schweiz ihrerseits wieder in der Industrialisierungsdichte lange an der Spitze stand, muss man zugeben: die appenzellische Kombination hatte einst eine ganz seltsame Chance!



Phot. Schildknecht u. Bachmann.

Die feiner und zäher gewordenen «Mäuse» (S. 1), bei denen man von
einem Heimarbeitelend nichts hört. (S. 40.)

Der Lebensgedanke, der von keiner Zeit überholt wird. «... ond öber's Johr bringt's Wybli mer gad wider ääas. Juhe! Juhe! Juhe!» (S. 48.) Es gab auch allzeit Appenzellerinnen, denen wohlerzogene Söhne und Töchter eine schönere Schmucksache sind als das pariserhafteste Lippenrouge. (S. 103.) *Phot. Schildknecht.*



Ein so typisches appenzellisches Heimwesen, mitten in einer Wiese, als Sperrsitz an einem Hügel, in freier, spielender Aussicht, bei der Gesellschaft und abseits der Gesellschaft, eine Lebensreform ohne alles Geräusch (S. 43.) *Phot. Hausmann.*



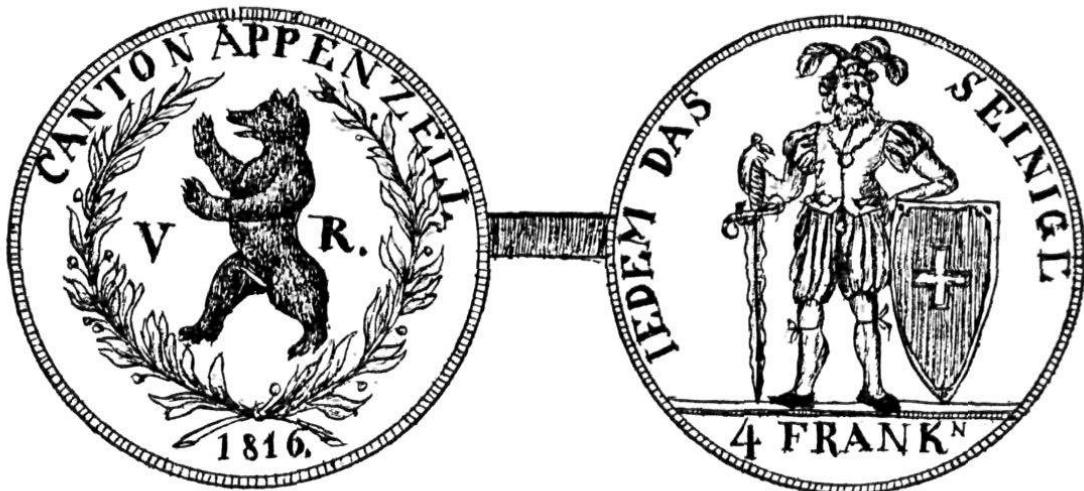
(10) Wieder eine Ursache sowohl als Wirkung der freien Auffassungen und mit der ganzen appenzellischen Kombination aufs engste verbunden ist die

Einzelsiedelung,

auch Einzelhofsiedelung genannt. »O, wie häd er e tolls Häämetli, es ischt so guet zueni ond voni.« Ein so typisches appenzellisches Heimwesen, mitten in einer Wiese, als Sperrsitz an einem Hügel, in freier spielender Aussicht, bei der Gesellschaft und abseits der Gesellschaft, das ist fürwahr ein Heim in der Welt und eine Welt im Heim, und fördert nochmals jenes *Grundgefühl hoher Achtung vor dem Einzelnen, Freien, Unabhängigen*, in den Licht- und Schattenseiten. Auch Berner Lehrer stellen fest, dass Schüler aus den alleinstehenden Bauernhöfen nicht so leicht sich parallel schalten und wirtschaftlich koordinieren lassen.

Die appenzellische Einzelsiedelung ist zwar nicht in eine weltverlassene Gegend hineingestellt, sondern in ein Hügelland übersät mit Häusern, wo immer das Auge hinschaut. Es sind dennoch lebensvolle Gemeinden da und Dorfkerne, und besonders Herisau, St. Gallen, Rorschach bilden nahe, geistig ergänzende Tauschplätze. Daher hat Geltung nicht nur das farmerisch Verlassene einerseits und Grosstädtische anderseits, sondern gewissermassen etwas vom Einsamen und etwas vom Geselligen.

Wer bedenkt, dass von fast 4000 Heimstätten im Bezirk Hinterland knapp 1000 zu den eigentlichen Dörfern gehören und dass Innerrhoden in der Einzelsiedelung Ausserrhoden noch übertrifft (vgl. Ad. Ott, Die Siedelungsverhältnisse bei der Appenzell, Diss. Zürich 1916), begreift, was es mit dem Wort auf sich hat, die Appenzeller seien nicht dafür zu haben, sich zu nahe auf den Leib zu rücken, es gehe Jeder seine Wege, so gern sie sich an Festen zusammenfinden, auch so redselig und zutunlich sie sind. Was an ihnen daher auffällt: ein gewisser innerlicher Zug zur Nachsicht, die weniger vergewaltigt. *Daher die Gewöhnung ans »Leben und Leben lassen«, an eine Form des wirtschaftlichen und politischen Zusammenlebens, die der Unabhängigkeit des Einzelnen nicht schadet, also die Art, den Nächstenmenschen in seinem Den-*



Appenzeller Taler von 1816.

ken und Tun weniger zu stören, in ihm den Menschen zu sehen. Am Rande der grössern appenzellischen Geldstücke von 1812 hiess es: »Jedem das Seinige«, kaum in der Bedeutung: »Jedem das Gleiche«, sondern »Jeder nach seiner Leistung!« — das aber möglichst gerecht durchgeführt, dass Jeder zum Seinen komme.

Gewiss ist der Ausspruch eines appenzellischen Landammanns mit etwas Vorsicht zu nehmen: »Der Mensch, der sein eigenes Haus hat, gewinnt dadurch eine gewisse Würde, während er zugleich genötigt ist, den Regeln der Ordnung und der Sparsamkeit sich zu fügen.« Man denke an einen der würdigsten Eidgenossen, an Gottfried Keller, der, wie Dr. Korrodi erzählt, selbst zu einer Zeit, wo es ihm allmälig gut ging, immer nur das Wort hatte: »Und dann mieten wir ein Landhaus, mieten . . .« Auf was es ihm ankam, war also nicht der Besitz, aber unbedingt die Natur. Er, der vornehme Wanderer, wie dankbar war er auch noch für ein Hofgärtchen, und wie gross sah er das Landschaftliche, gerade gegenteilig zu jenen Dörflein und Städtern, die eine verächtliche Meinung haben über das eigentlich Ländliche und dabei selbst in einem Zweizimmerkäfig wohnen — mit der »Aussicht« an eine Hofmauer und dem »Duft« und der »Stille« aus zwanzig Dunst- und Lärmröhren. Der grosse Zürcher begriff, warum die Menschen, die nahe genug der Natur aufgewachsen in einer Umgebung der Schönheit, der Heimat so anhänglich bleiben und in ihr eine Art wärmender Sonne haben, während die äussersten Starrheiten der politischen Ansicht meist geboren und vertreten

werden von Menschen, die nirgends eine wirkliche Heimat erleben.

Und wie kennzeichnet sich eigentlich die Wohnkultur-richtung Ost-West in der Welt? Fast ist man versucht zu sagen, dass unter der Orthodoxie, im Orient, die Menschen wie Oelsardinen zusammengepfercht wohnen, und noch in den Gassen von Neapel ist keine Armspannweite von einer Hausfront zur andern. Der Engländer und Amerikaner dagegen hält es nicht aus in dieser Enge, eine Ursache für die grosse Ausdehnung Londons und der meisten amerikanischen Städte. Bei freier Wahrung aller Mannigfaltigkeit, der grosszügigen Wohnblöcke und Hochhäuser in der Stadt, geht der Ruf eindeutig nach *genug Platz, Luft, Licht, Sonne, Grün.*

Ergo darf der Altmodige unter den Appenzellern, der sich nicht in die Enge verzog, denen, die ihn studieren wollen, sein Ding sehr wohl vorführen: auf seiner »Häämet« lebt er ohne alles Geräusch eine Art Lebensreform, die den Kenner freut. *Es ist ein Stück wahrhaft »modernes Wohnen«, das stellenweise ergreifend schöne appenzellische Siedlungsbild, jenes im Hügel-, Farben-, Häuserspiel so typische, für sich allein, frei stehende, reinlich und frohmütig drein blickende Appenzellerhaus, die Wiesen nicht in Parzellen zerstückelt und weit weg liegend, sondern arrondiert, wenn schon noch mehr Wohnhäuser darauf zerstreut sind.* Daher auch nicht die weiten Wege zur Bodenbearbeitung und die gewonnene Zeit sehr früh schon nützend für die Textilindustrie.

Es kam dabei allerdings nicht nur an auf die Gesinnung, den Volksstamm, d. h. die Zeit der Besiedelung. Denn hier fanden schon die ältesten Appenzeller, wo immer sie die Häuser hinbauten, Quellen. Sie waren nirgends bedroht von Ueberschwemmungen wie z. B. im nahen Rheintal und vielleicht auch weniger bedroht von einfallenden Völkern, anders als etwa der Norden des Kantons Zürich, wo es bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts verboten war, sich anzusiedeln ausserhalb des Dorfes und wo infolge dieser Tradition Einzelhöfe, Weiler heute noch relativ selten sind.

Das alles sei zugegeben denen, die auch wissen, wieviele Appenzeller von dem altappenzellischen Ideal immer mehr abweichen und einander mit Hauswänden doch auf den Leib rücken, wie da und dort der enge Wirrwarr eingezogen ist,

weil die Heimindustrie zurückgeht und der Fabrikweg unbequem wird, als ob die von aller Lebensbemühung zutreffende Erkenntnis des römischen Satirikers Juvenal vor zwei Jahrtausend heute nicht mehr gelten würde: »Studendum est ut sit mens sana in corpore sano» und für die hinter Maschinen und in Schulbänken kauernden Menschen regelmässiges, natürliches Gehen in frischer Luft und Freiheit, auf heimatlichen Fusswegen, vorbei an Rosenhecken und Föhren, veraltet wäre. Wenn ob dem allen in allem auch hier wachsenden Kommando die Appenzeller sozialer und glücklicher werden, wohl! Die andere Hälfte der Appenzeller aber wird wohl noch lange genug Eigensinn entwickeln und ihn dereinst vielleicht wieder mehren. Und wäre es sogar ein wohltätiger zweideutiger Schuss: »I gääb nüd noh, ond wennt' verstropfe woorsch«, oder »Fuul Lüüt händ all Fyrtig«, Bemerkungen gegenüber Ehegattinnen, die lieber in der Gassenenge wohnen als Garten- und Blumenerde in die Hand nehmen. »Es ischt besser, dass me-n'm Muul e Bröötli chaufi as all schwätze«, nochmals ein Ausdruck über Frauenzimmer, die einander bedrohlich nahegerückt sind, noch näher als bei der »Stobete«.

Fügen wir noch bei, dass zur appenzellischen »Hemet«, zur selben Gesinnung, natürlich auch noch ein »*Privatwäldli*« gehört, zumal der Appenzeller Bauer zum Heizen, Hagen usw. nicht jeden »Spess« Holz kaufen will: 1937 waren in Ausserrhoden 78 Prozent des Waldes privat, gegenüber 27 Prozent in der Schweiz. An schönen Sommer-Sonntagen hört man denn etwa ein Jüchzerli aus den sonnigen Lärchen im »*Privatwäldli*«.

(11) Das freie Wesen der Appenzeller lässt uns zweifellos auch die

Bevölkerungsbewegung

noch besser verstehen. Wenn die *Ab- und Auswanderung* unterstützt wird (Staatsrechnung A. Rh. 1937, S. 36/37: für Unterstützung von Uebersee - Auswanderern 7216.75 Fr.), so entspringt das eben der Ansicht, auch hier solle der Einzelne sich ein Ziel setzen und sich anpassen dürfen auf die natürlichste Weise, während anderswo der Staat und bisweilen sehr viel unvernünftiger alles befiehlt. So überdurchschnittlich

der Appenzeller seine Heimat liebt (derart, dass gar viele junge Innerrhoder und Ausserrhoder warten, bis wieder ein Heimwesen frei wird für sie), so besagt anderseits der Ausdruck, man lebe überall, eben doch, der Appenzeller denke nicht autark, sondern wolle auch hierin freier Appenzeller sein und *mit der Welt leben, wie sie die Natur offeriere*. Es gehe auch ohne Menschenmaterialismus, Nationalismus und andere Ismen, ohne die Theorie »Volk ohne Raum«, ohne Schutzzoll, ohne Schikanen, ohne Krieg, ja ohne Klage. 1936 wurden in Innerrhoden 257 Innerrhoder geboren, auswärts 370!

Eine andere Folge: der grosse Anteil des *Armenwesens* an den Gesamtausgaben des innerrhodischen Staatshaushaltes (*rund 25 Prozent bei einem schweizerischen Durchschnitt von rund 4 Prozent*). Seit der Aussprache über den bundesrätlichen Bericht vom 14. November 1930 zur Motion Baumberger wiesen Standeskommission (innerrhodischer Regierungsrat), Appenzeller Volksfreund und Anzeiger vom Alpstein denn wiederholt darauf hin, die wirksamste Hilfe für Innerrhoden bilde die Einführung des Wohnortsprinzips im interkantonalen Armenwesen. Dem Bund solle die Kompetenz erteilt werden dazu, ohne im übrigen die Selbständigkeit der Kantone im Armenwesen anzugreifen. Nationalrat J. B. A. Broger und Redaktor J. B. Rusch (National-Zeitung Nr. 516, 1938) vertreten dagegen die Ansicht, das Erstrebenswerte sei sicherlich nicht der mit keiner engern Heimat mehr verwurzelte »Allgemein-Schweizer«, dieser sei vielmehr eine Gefahr, man solle der Bürgergemeinde für ihre Verpflichtung gegenüber den Bürgern auswärts auch das Recht verleihen, bei diesen Armensteuern zu erheben.

In der *Natalität* rückte das Innerrhoder Völklein unter den schweizerischen Kantonen vom 5. Rang 1900 in den 3. Rang 1930 und Ausserrhoden vom 19. Rang 1900 in den 18. Rang 1930, bei etwas geringerer Säuglingssterblichkeit, als sie Innerrhoden hat. Auf 1000 Ehefrauen bis 44 Jahre traf es Lebendgeborene durchschnittlich, 1900: in der Schweiz 266, in Innerrhoden 321, in Ausserrhoden 232; 1930: in der Schweiz 148, in Innerrhoden 258, in Ausserrhoden 129. Vor Innerrhoden stehen 1930 noch Nidwalden und Obwalden, hinter Ausserrhoden 1930: Waadt, Zürich, Neuenburg, Basel-Stadt und Genf.

Angesichts der grössern Vermehrung der Katholiken rief ein hoher Statistiker in einem Vortrag aus: »Die Schweiz fängt an katholisch zu werden!« Also ein ganz interessantes

Problem! Allein, welcher berühmte Statistiker vermag all die andern Gesinnungselemente zu messen, angefangen bei der Frage: haben auch die Appenzellerinnen weniger Kinder als früher, um den Nachkommen mehr zu sein, als man ihnen war, oder aus dumpfer Aussicht auf Arbeitslosigkeit, Krieg und andere Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft, bis zur letzten und unmöglichen Frage, ob man sich nicht mehr freut an Kindern und einen Mercedes und eine Bulldogge vorzieht? — Sicher ist, dass ein Grossteil dieser Geburtenregelung dem freien Willen entspringt, weder für sich noch für den Staat Zwangsverhältnisse zu schaffen.

»Wele Mensch«, fragten sich zwei Appenzeller, die sich um diesen Zusammenhang interessierten, »ischt zfredner: de Millionär oder der, wo e Totzed Goofe häd?« »Der wo e Totzed Goofe häd, häd gnueg, ond de Millionär wett e lengeri meh«. Dagegen heisst es in einem Appenzellerlied »Di löschtigste Lüüt«: »Si chönid währli fröhlig see. Si hend jo, was si wend, en frohe Sy ond no vyl meh: deheeme Wyb ond Chend.« Einem neugewählten Pfarrer in Rehetobel wurde am Bankett sogar folgendes Appenzeller Hochzeitsliedchen vorgesungen: »Wenn d'Chriesibömm töönd blüeje, bringt's Wybli mer e Chend, ond über's Johr, das i wol wääss, bringt's Wybli mer gad wider ääs. Juhe! Juhe! Juhe!«

Wird nun das politische und wirtschaftliche Leben Appenzells behäbiger werden? Oder wird die sogenannte »Vergreisung« neutralisiert durch vermehrte und wahrere Bildung? Oder ist die fortschrittliche Gesinnung, oder wer lieber will das Echte, Währschaft, Gesunde, Begehrte, ja das Glückhafte nicht so sehr abhängig davon, wie alt jemand ist und wieviele sind, als davon, welcher Art man ist? Die appenzellische Industrie hat ja gezeigt, dass weder ein Zuwenig noch ein Zuviel an »Reservearmee« qualitativ das Förderlichste ist, und selbst zur Zeit, da man noch nicht von Reservearmee sprach, als z. B. China von andern Völkern überholt wurde, lag es nicht an der Zahl. *Der Stabilismus lag darin, dass man sich von den Grundsätzen, unter denen man gross geworden war, nicht mehr lossagen konnte und so erfolgreichere Grundsätze von sich stiess, selbst dann noch, als diese von anderen begierig angeeignet wurden.*

Auch die Zahl der Ausserrhoder *Ehescheidungen* hat nicht zuletzt ihre tiefste Wurzel in jenem freien Gefühl, dass in den

letzten persönlichsten Dingen der Mensch über sich selbst verfügen dürfe. Einmal mehr denkt man an die Nordamerikaner, abgesehen von einer damit verwandten Beziehung, für die Dr. h. c. Alfred Tobler eine Illustration gibt: als ein Appenzeller eine in der Form nicht so wohlgeratene aber sehr reiche Tochter geheiratet hatte und man ihm dies vorhielt, sagte er: »Das mues kä Mensch wonderneh! I ha si gnoh noch'm Gwicht wie aalts Silber, ond d'Fasoo ha-n-i vegebes.« Doch, man würde sich sehr täuschen in der Annahme, dass die seelisch schönen und körperlich hübschen unter den Appenzellerinnen weniger guten Absatz finden. (Vgl. App. Jahrbuch 1884, »Die Ursachen der häufigen Ehescheidungen in unserm Kanton und Mittel und Wege zur Abhülfe.«) Seither hat sich die Zahl eigentlich nicht gesenkt. Aber der Maßstab ist anders geworden, weil die andern anders wurden, duldsamer in der Eheschliessungs- und Ehelösungspraxis. Heute nehmen sich die ausserrhodischen Ehescheidungen auch relativ recht bescheiden aus neben den Zahlen der Städte.

Wenn wir an diesem uralten eichenen Freiheitsdrang noch ein ganz verstecktes Schublädchen öffnen, kommt zum Schluss noch das Allersonderbarste hervor: oder ist es nicht sonderbar, dass auch die *Selbstmordziffer* der sonst so jugendlichen Ausserrhoder nicht unter dem schweizerischen Durchschnitt steht, wie angesichts des bekannten, unbestrittenen appenzellischen Frohsinnes zu erwarten wäre, auch trotz der hohen Industrialisierung und der besondern Lage der Plattstichweberei und Stickerei im Bezirk Mittelland.

Dr. Waldstein berechnete in seiner Schrift »Der Selbstmord in der Schweiz« (Basel, 1934) zusammenfassend 20 Jahre (1900—1915 und 1920—1925). Danach entfielen auf 10,000 Einwohner durchschnittlich jährlich Selbstmorde: im Bezirk Mittelland 7,7 männliche, 1,4 weibliche, durchschnittlich 4,4, in den Bezirken Hinterland und Vorderland 4,4, 0,9, 2,6, bei einem schweizerischen Durchschnitt von 3,7, 0,9, 2,2. Waldstein stellt S. 215 weiter fest, dass Ausserrhoden unter den Kantonen weitaus die kleinste Sterbeziffer infolge chronischen Alkoholismus hat. Er steht daher punkto Bezirk Mittelland vor einem Rätsel (S. 68).

Für den, der sich in Ausserrhoden auskennt, klärt sich die Sache indes doch noch genauer auf: jene, die Selbstmord begeingen, waren einst meist frohe, gesunde Men-

schen, solid und in gar nicht so schlechter Geldlage. Was man, je mehr Fälle man gut kennt, sich daher immer wieder frägt: ist sogar hierin noch das Gefühl mit im Spiel, selbst Herr zu sein über das Leben, auf raschere Art mit ihm fertig werden zu dürfen, wenn es nichts mehr bieten kann, wenn es endgültig aussichtslos geworden ist, es sei weder krankhaft noch unehrenhaft, es komme gar niemandem ein Urteil zu. Als Dr. med. Niederer in Rehetobel einem todkranken Männlein sagte: »Bärlocher! Ehr mönd halt sterbe«, antwortete dieser auch in den letzten Tagen ohne allen Homunculusgeist: »So mach, dass es vorwärts goht. Wenn die Chogete gad emool vorbi wär!«

Julius Ammann deckt noch eine verwandte Seite des Appenzellischen auf, nämlich die tiefe Abneigung vor dem Versorgtwerden:

Appezellerstolz.

Er ischt blend; sie ghört fascht nütz,
cha fascht nomme webe,
ond das betzeli gspäret Geld
rääget kum zum Lebe.

Beidi alt ond schuuli schwach,
i de letschte Johre
hends mit Chranket, Oogfell gha,
Muet ond Chraft verlore.

Bible of em Sonntitsch,
d'Stimmli send wie Scherbe:
gell, gad nüd is Armehuus,
los üüs vorher sterbe!

(12) Wieder einen originellen Ausdruck findet der Hang der Appenzeller ans Freie im

Autodidaktentum,

in der doch auffallenden Zahl von Selfmademen auf manchen Gebieten: Landammänner, Fabrikanten, Prediger, Advokaten, Originale in den Zweigen der philosophischen Fakultät, Erzieher, erforderische Weber, Sticker, Schreiner, Zimmerman, berühmte Holzbrückenbauer, vom Papst medaillierte Orgelbauer, erforderische Mechaniker und Elektriker, Panaikanal-Ingenieure, Musterfarmer, hervorragende Aerzte,

darunter der selbst den Appenzellern völlig unbekannte Dr. med. Johs. Schiess aus Herisau, der vom Schmiedelehrling sich emporarbeitete zum Organisator des Spitalwesens in Aegypten und als hochverehrter Gelehrter mit dem Paschatitel starb.

Und wieder ähnlich wie in Amerika war der volkstümlichen Ansicht ja einfach nicht beizukommen: Jeder möge für sein Leiden da Heilung suchen, wo er sie am ehesten finde, auch den »*Naturärzten*« (den Namen Arzt und also auch Naturarzt zu führen, ist ihnen verboten) solle unbenommen sein, natürliche Heilversuche zu unternehmen.

Den staatlich anerkannten Aerzten erwachse dabei kein Schaden, wenn sie nicht die üblichen Kurzautomaten seien in der Sprechstunde; übrigens decke der Kirchhof den patentierten manchen Fehler zu. Weil unter den Autodidakten tatsächlich immer wieder solche auftraten, die weit Besseres leisteten als manche Studierten, hatten jene immer wieder Zulauf und mussten dafür bestraft werden seit der Sanitätsverordnung von 1823. Da ging 1870 eine Petition ein, unterschrieben von 511 Bürgern der Gemeinden Herisau, Waldstatt, Urnäsch, Hundwil und Wald, worauf der Grosse Rat den Petenten erklärte, dass er die Freigebung der ärztlichen Praxis nicht selbst bringen werde, und dann an der Landsgemeinde vom 30. April 1871 in Hundwil Grubenmann aus Waldstatt sich auf den Stuhl begab, um den Mitläudern das Anliegen vorzutragen. Umsonst legte der Geschäftsführer die Gründe dar für die kühle Stimmung des Grossen Rates: die Landsgemeinde entschied sich schon in der ersten Abstimmung für den Grundsatz der Freigebung und nahm dann ebenso entschieden den mässig gehaltenen Gegenentwurf an, den der Grosse Rat vorsichtshalber ausgearbeitet hatte für den Fall der Freigebung. »Einzig die infolge bestandener Prüfung anerkannten Personen sind zur Ausübung der höheren operativen Chirurgie, inbegriffen Geburthilfe, zu gerichtsmedizinischen, militärärztlichen und andern amtlichen Verrichtungen, sowie zur Ausstellung von Zeugnissen, Bescheinigungen und Berichten mit amtlichem Charakter berechtigt...«

Ebenso interessant aber ist, dass der Appenzeller nur selten und in akuten Fällen so gut wie nie zu diesen Heilpraktikern geht, zumal die Krankenkassen nur für die patentierten Aerzte zahlen. Kaum einer der sogenannten Naturärzte lebt von der betr. Gemeinde wie die studierten Aerzte, sondern von Auswärtigen: so wurde die Sache ganz einfach auch noch zu einem guten Geschäft für das Appenzellerland! Einen statistischen Einblick erhält man am ehesten auf ver-

schiedenen appenzellischen Postbureaux, wo ohne diesen Kräuter- und Fläschchenversand die Paketpost zeitweise nicht halb so gross wäre.

Fügen wir bei, dass ein solcher Autodidakt immer nur dann auf die Dauer aufkam und berühmt wurde, wenn er über einen ganz ungewöhnlichen Fleiss und eine überdurchschnittliche Intelligenz verfügte und vor allem denkbar nahe der Natur sich hielt, abseits aller willkürlichen Diagnosen und Erfindungen, in besondern Fällen die Leute durchaus zum Chirurg oder Spezialarzt schickend, oft aber schon schöne Erfolge erzielend durch sehr liebevolle und gründliche Beratung (naturgemässere Kost, Mässigkeit, Enthaltung von Ausschweifung, Blutreinigung durch bewährten Tee, Luftbäder, Sonnenbäder, Atemgymnastik, Kneipkuren, Massage, seelische Beeinflussung usw.), ja der Wissenschaft auch schon Pionierdienste leistend. Wie ein Symbol wirkt es, dass der von der Schulmedizin auf den Tod verfolgte Theophrastus Paracelsus und einige ganz durchgearbeitete Kräuter- und Naturkenner hier eine Zufluchtsstätte fanden, denen die Menschheit ein grösseres Werk verdankt als all denen, die sie verfolgten. — Und ist es also eine aufregende Geschichte und ein Schaden, wenn Appenzell auch künftig *einen Erdfleck bildet, wo man sich auch von Monopolen nicht hundertprozentig gleichschalten lässt!*!



Der »Quacksalber« hingegen schliesst denkbar schlecht ab im Appenzellerwitz. »Z'Ooderloo han'em. Gschrepft han'e au, ond jetz waass i nütz meh, as em no en Zah usropfe!»

Einige Appenzeller Anekdoten belegen indes auch das Universitätsmonopol, sogar die Pfarrerausbildung. Hier eine: als eine Appen-

zeller Frau während der Predigt weinte und vom Pfarrer nachher um den Grund befragt wurde, sagte sie: »Ehr wössid jo, Herr Pfarrer, das min Soh au off der Universität Pfarrer werde will. Das choschtet mi schwäär Geld, ond do ha-n-i e-so bim-mr selb teenkt, wenn er's emool gad e so guett chönn wie Ehr, ond so sei's ebe fascht's Geld nüd werth, ond das häd mi bbotzt.«

(13) Natürlich gehört in dieses Kapitel von der hohen Achtung vor dem Freien auch noch jene Institution, die das klassische Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung ist und auf die Gesinnung auch stark einwirkt: die

Presse.

So viel mir bekannt ist, hat kaum eine Zeitung z. B. derart konsequent gekämpft gegen die dringlichen Bundesbeschlüsse wie die Appenzeller-Zeitung und der Republikaner, und dass die Appenzeller-Zeitung in der Regenerationszeit das gelesenste, einflussreichste Blatt der deutschsprachigen Schweiz war und die Eidgenossenschaft wie ein Sauerteig durchwirkte, ist nicht weniger originell.¹⁾

Diesen Ehrenplatz verdankt Appenzell aber nicht allein dem hoch oben im appenzellischen Dörfchen Wald 1799 als Sohn einfacher Bauersleute geborenen, von der Landsgemeinde zum Landesstatthalter gewählten, im 34. Lebensjahr der Auszehrung erlebten Johannes Meyer, einem Bahnbrecher unter den Journalisten (Biographie App. Monatsblatt 1833). Sie dankt es vor allem dem freien Milieu: Ausserrhoden schaffte unter Landammann Mathias Oertly die Zensur ab vor allen andern Kantonen, derart, dass die Appenzeller-Zeitung von hervorragenden Mitarbeitern aus zahlreichen Orten der Schweiz benutzt wurde für die Besprechung der dortigen Zustände. Als ob der freimütigen Kritik an politischen, wirtschaftlichen, kirchlichen Uebelständen der morschen Restauration immer wieder Klagen

¹⁾ Curti, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, S. 417. Seippel, Die Schweiz im 19. Jahrhundert, II. S. 420 und zahlreiche appenzellische Quellen, zusammengefasst in Oscar Alder, 100 Jahre Appenzeller-Zeitung. Derselbe, Geschichte der appenzellischen Presse.

Appenzeller Zeitung.



eingingen in »Ministerialnoten« vom aristokratischen Bern, von der innerrhodischen, st. gallischen Regierung usw., gab der Ausserrhoder Grosse Rat den Klagen keine Folge oder wies sie als Zumutungen zurück.

Hören wir auch, wofür Landammann Oertly schon vor mehr als 100 Jahren, an der Tagsatzung von 1826 kämpfte:

Die Pressefreiheit ist gewiss nichts Böses, sondern ein Gut. Sie ist ein Palladium des Rechtes und der Freiheit. Man sehe nur nach England und Amerika. Warum sollte auch das Volk der Republik von der *res publica*, von der öffentlichen Sache... nichts wissen? Durch Publizität und Pressefreiheit wird die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten geweckt und unterhalten, und das eben soll sein, damit das Volk nicht eine träge, faule, mit den Angelegenheiten des Vaterlandes unbeschäftigte, daher indolente Masse werde, die, wenn nicht das mahnende Schicksal von aussen es zur Abwehr bewegen sollte, ohne Geist und Leben, ohne festen Willen und Tatkraft wäre. »In unserem freien Lande können wir keinen unserer Mitbürger hindern, seine Meinung durch den Druck bekannt zu machen.. Dagegen findet gerichtliche Ahndung des Missbrauches der Presse statt, und der Verfasser, eventuell der Herausgeber einer Druckschrift, ist verantwortlich.« Die Pressefreiheit, äusserte Oertle weiter in einer freien Zusammenkunft von Staatsmännern, solle im Appenzellerland eine Zuflucht finden, auch wenn sie in der ganzen übrigen Eidgenossenschaft verdrängt werde.

So wurde die Appenzeller-Zeitung zum ersten und Hauptorgan der freien Presse der Verfassungskämpfe von 1830 in Kantonen und Bund und übte einen starken Einfluss aus auf die Umgestaltung der aristokratischen Verfassungen zu demokratisch-repräsentativen, und sie spielte auch seither eine grössere Rolle, als dem Appenzellervolk zahlenmässig zu käme.

In der politischen Sturm- und Drangperiode Deutschlands erschienen im Appenzeller Verlag Joh. Mich. Schläpfer auch verschiedene Arbeiten deutscher Schriftsteller mit revolutionärem Charakter, die dann den Weg fanden nach Deutschland, darunter verschiedene Gedichte von Ferd. Freiligrath. »Schläpfer tat gut, für längere Zeit das deutsche Gebiet nicht zu betreten.«

Diesen Sieg der Hirten über das Volk der Portiers nahmen die appenzellischen Verkehrsinteressenten allerdings nicht hin ohne gute Ratschläge, so auch in den Jahren seit 1933. Als ein Appenzeller — in diesem Fall der Redaktor — durch

die Strasse gehend, ähnlich einmal von einem Hund gepackt wurde und er ihn sofort mit der Hellebarde tötete, meinte der Richter — in diesem Fall der Hotelier —: » Ehr hättid-i au chöne mit dem Heft vo de Hellebaarte wehre, statt mit'm Spitz! « » Jo, ehr Herre Richter «, war die Antwort, » das hätt i scho tue, wemmi de Hond mit'm Schwaanz hätt bysse wöle. «

Doch so überdurchschnittlich viel Persönlichkeiten Ausserrhoden auf dem Gebiete der Journalistik hervorbrachte, die gleiche starke Seite wurde dem appenzellischen Journalisten zum Verhängnis. Es gibt wahrscheinlich nicht manche Kantone, wo bezogen auf die Kopfzahl der Bewohner ein derartiger Zeitungsfriedhof anzutreffen ist, d. h. ein so bewegliches Gründen und Eingehen von Blättern ob des geistigen Guerillakriegertums. In nicht ganz 120 Jahren sind es 56 Zeitungen, die in Ausserrhoden gegründet wurden, von denen aber nur 6 jetzt noch erscheinen.

Auch damit steht Appenzell noch über dem Durchschnitt der Schweiz, die mit einer politischen Zeitung auf rund 8000 Einwohner ohnehin den Rekord schlägt auf der Welt.

Vergleichsweise trifft es in Deutschland auf eine politische Zeitung 18,000 Einwohner (vor 1933), in den U.S.A. 60,000 und in Grossbritannien 177,000. Es findet sich aber auch kein Vergleichsland mit Volksinitiative und Volksreferendum, wo das Stimmrecht des Bürgers dem des Schweizerbürgers gleichkäme. Hier erscheint es dem Appenzeller überhaupt als Vorteil, dass keine gleichschaltende Zeitungsgrossmächte auf die Gesinnung einwirken.

Gelegentlich hört man die Meinung, von einer bessern Zusammenarbeit im Zeitungsgewerbe wäre mehr zu erwarten an Insichgehen, und das Insichgehen tue mehr not. Eine Zeitung mit grösserer Abonentenzahl und vermehrter Inseraten- einnahme, entsprechendem Mitarbeiterstab und Nachrichtendienst koste den Abonnent nicht entsprechend mehr.

(14) Aber »zur Bildung und erfolgreichen Existenz der Kartelle ist eben ein besonderer Typus des Unternehmers erforderlich, der eine grosse, aktive und passive Organisationsfähigkeit, das heisst eine Fähigkeit zum Organisieren und Organisiertwerden, besitzt. Weniger verbreitet in England und in den romanischen Ländern, wo der Individualismus stärker ist und offenbar selbst das dem Kapitalismus immanente Streben nach Gewinn übersteigt, relativ wenig verbreitet

auch in der Schweiz . . ., ist er wohl am stärksten in Deutschland, in der eigentlichen Heimat der Kartelle vertreten. Die Gewöhnung an Disziplin, an Gehorsam, an das Kommando wirkt sich dort auch in wirtschaftlichen Dingen aus. Der Kleine und der Grosse treten gern dem Kartell bei: der Kleine, um im Schatten der Grossen geborgen zu sein, um Schutz zu finden, der Grosse — neben diesem Zweck — auch zu dem, um im Verbande ton- und richtungangebend zu sein, um zu regieren.« (Saitzew, Aktuelle Organisationsprobleme der Industrie, Zürich, 1928.)

Und nun fragen wir uns und noch allgemeiner: warum ist der räumlich so nahe beim schwäbischen Meer wohnende Appenzellerschlag geistig soviel mehr davon entfernt? Warum sieht der Appenzeller, wie er auch an ungezählten Abstimmungen bekundete, in weitgehend zentralistischer Wirtschaftsordnung gar bald Unfreiheit, in gelobter »Organisation« gar bald Ueberorganisation, in einem gepriesenen System gar bald bürokratisches Wesen? Ganz ebenso verstehen wir manche andere Parallele ursächlich erst, wenn wir uns erlauben, wenigstens für einen Moment an den Gebietszusammenhang zu denken, in dem die appenzellische Gesinnung zu Zeiten sich bildete.

Die römische Provinz Rätien umfasste einen grossen Teil des heutigen Bayerns bis Passau mit Ulm und Regensburg, einige Täler von Württemberg mit Sigmaringen, das Vorarlberg, das ganze Tirol bis Bozen, Graubünden, den grösseren Teil des Tessins, das Wallis, das Urserental, nach Planta wahrscheinlich auch ein beträchtliches Stück der Waldstätte und sodann Gebiete des Glarnerlandes und des Thurgaus, den ganzen Kanton St. Gallen und Appenzell.

Nicht mehr unbekannt ist eine Anekdote aus dem 11. Jahrhundert von dem armen Welschen auf der Wanderschaft, der in der Klosterherberge St. Gallen gebadet wurde und dabei bemerkte: »Ei mi cald es, cald es!« (heiss romanisch), worauf der Badewärter in der Meinung, es sei dem Südländer noch zu kalt, mehr und mehr heisses Wasser hineingoss, bis der Aufgebrachte aus dem Wasser sprang und der herbeigeeilte Ekkehart der Vierte die lärmende Szene entschied, indem er auch fliessend romanisch sprach, was die noch damalige Bedeutung der romanischen Sprache in der Gegend von Appenzell dartut. — Vom Säntis, der alpis Sambatina, bis hinüber zum Hohen Kasten, dem Castel, der schlossähnlichen Form, treffen wir

heute noch zahlreiche Namen von Alpen, Bergen und Orten, die den Rätoromanen heimisch waren, und die Appenzeller Mundart belegt viele Tätigkeiten und Gegenstände alter Herkunft mit Ausdrücken romanischer Zunge, z. B. asa (so) von aschia (romanisch), Lätsch (Schlinge) von latsch, muckber (flink) von musper, Schpusa (Braut) von spusa, Trenza (Mistgabel) von trianza. Aber auch Aussehensmerkmale und Gesinnung pflanzten sich weiter, derart, dass viele Appenzeller heute noch

romanische Anklänge

haben, die Ausserrhoder allerdings weniger als die Innerrhoder. Kurz nach dem Jahr 538 wurde ja das nördliche Raetia vom südlichen getrennt: mitten durch das Appenzellerland ging die Trennungslinie, nämlich über Schänis-Säntis-Gäbris-Montlingen. — Haben wir hier auch schon Spuren von »zweierlei Appenzellern«? (IV).

Dass diese romanischen Spuren solange sich fortpflanzten konnten, braucht uns nicht zu erstaunen, trotz der vielfältigen Durchwirkung der helvetischen Ureinwohnerschaft mit rätischen, fränkischen, alemannischen und noch andern Völkern, auch trotz des ganzen späteren, jahrhundertelangen eidgenössischen Zusammenhangs und der Verbundenheit mit drei Kulturen. Die appenzellische Hügel- und Bergfestung erwies sich ja auch in anderer Hinsicht als ein Refugium: man denke daran, wie die Bewohner z. B. die Landsgemeinde, die Vorstellung, die Entscheidung aller wichtigen Landesfragen stehe den Aktivbürgern zu, als ein Juwel erhielten, d. h. nach einer durch einen Einfall fremder Dynastien verursachten Unterbrechung aufs neue herstellten, während dieser von Tacitus an den alten Germanen so ergreifend geschilderte Zug der Mehrheit der späteren Germanen verloren ging.

III.

Es ist unschwer zu erkennen, dass bei dieser hohen Auffassung vom Einzelnen, Freien auch in der *öffentlichen Sphäre* der Wille des Appenzellervolkes nicht ist, *Macht über andere* auszuüben, sondern

Macht über sich selbst.

(15) Auch im grösseren Haushalt solle gelten der Rat jenes alten Einsiedlers an eine nachlässige Frau mit dem Wunderkästchen: damit alles wohl stehe, müsse der Bürger zum rechten sehen, und damit er das könne, dürfe eben nicht alles und jedes zentralisiert werden an einem fernen Ort. So versteht sich, dass die

Gemeinde-Selbstverwaltung

hier über die Jahrhunderte des Staatsabsolutismus standhielt und erst recht wieder bedeutsam wird seit der Erweiterung der öffentlichen Verwaltung.

Es gibt indes auch kaum eine Abstimmungs-Eigenschaft, die derart fähig ist zu Mutationen:

Es wäre der Ausserrhoder Landsgemeinde erspart geblieben, die *Steuergesetzvorlagen* von 1835, 1862, 1865, 1873 und 1876 zu verworfen, wenn man diese Gesinnung besser erkannt, berücksichtigt und beeinflusst hätte. (Sonst werden an der Ausserrhoder Landsgemeinde durchschnittlich zwei Drittel der Vorlagen im annehmenden Sinn entschieden.) Erst auf Grund der Vollmacht, die die Landsgemeinde von 1877 dem Kantonsrat erteilte, konnte dieser die direkte Landessteuer einführen. Bis dahin galten die Gemeindekontingente.

Das Ausserrhoder Steuergesetz von 1897 wäre von der Landsgemeinde auch kaum gutgeheissen worden ohne Beteiligung der *Gemeinden* am Ertrag der Erbschafts-, Vermächtnis- und Schenkungssteuer mit der Hälfte und an der Personalsteuer mit zwei Dritteln. Auch an der Hundesteuer partizipieren die ausserrhodischen *Gemeinden* mit zwei Dritteln (Ges. 27. IV. 24), und die Kleinverkaufsgebühren kommen ganz den *Gemeinden* zu (Ges. 26. IV. 08, Art. 26). Mit

diesem Satz stehen die Ausserrhoder Gemeinden wieder einzig da in der Schweiz (in den andern Kantonen 10 bis 50 Prozent). Besonders aber haben die *Gemeinden* das Recht zur Erhebung von Handänderungssteuern und seit 1931 auch von Vergnügungssteuern. Das kantonale Gesetz von 1931 stellte nur Rahmenbestimmungen auf.

Innerrhoden in Gesellschaft mit Graubünden, Solothurn und zum Teil Bern erlaubt den Gemeinden auch noch die ortsstatutarische Regelung der Kommunalsteuern.

Im *Strassenwesen* sorgen der Kanton für seine Strassen und die Gemeinden für ihre Strassen ohne Kostenausgleich. Auch erst die 1939 geplante, verschobene Ausserrhoder Strassengesetz-Vorlage erklärt, dass der Bau von Staatsstrassen Sache des *Kantons* sei, unter einigen Vorbehalten. Bisher wurden keine Staatsstrassen gebaut, es sei denn, dass die Landsgemeinde dies ausdrücklich beschlossen hätte.

Bei Gewässerkorrektionen besteht keine Beitrags-Verpflichtung des Kantons. Er kam den Gemeinden aber wiederholt freiwillig entgegen.

Das Initiativbegehrn betr. staatliche Unterstützung von *Eisenbahnbauten* wurde 1905 von der Landsgemeinde verworfen. Die appenzellischen Bahnen hatten bisher ihre Defizite selbst zu bestreiten, ohne Kantonzuschüsse. Allen Hinweisen auf andere Kantone zum Trotz, das Volk wies Sanierungsansinnen stets zurück und in nicht missverständlicher Weise. Grundsatz: *Abgrenzung der Verantwortung*. Jene Gemeinden, die an Bahnen liegen, seien ohnehin die reicher. *Die Sanierung dem Ganzen überwälzen, heisse die ärmeren Gegenden mit höherem Steuerfuss noch heranzuziehen für die reicherer*, ähnlich wie es der Fall sei auf gesamtschweizerischem Boden mit den S.B.B..

Versuche in der Richtung der Zentralisierung des Schulwesens wurden von der Ausserrhoder Landsgemeinde in den Jahren 1894, 1900, 1904, 1909 und 1920 grundsätzlich zurückgewiesen. Um die Jahrhundertwende betrugen die Staatszuschüsse für die Primarschule pro Schüler in Zürich 37.50 Fr., Schaffhausen 23, Thurgau 15, Glarus 14, Innerrhoden 13, St. Gallen 9.50, Ausserrhoden 2.60 Fr. Die Landsgemeinde von 1918 brachte die vom Ausserrhoder Lehrerverein angestrebte Beteiligung des Staates an der Lehrerbesoldung durch Ausrichtung von Gehaltzzulagen (max. 500 Fr. nach 12 J., Ges. 28. VIII. 18, Art. 2. Reglt. 2 I. 25). Es ist eines der Zeichen dafür, dass die Gemeinden sich hierin doch mehr und mehr vor dem Staat zum Handkuss verbeugen, und man habe Kantone zu Genossen, an deren Seite zu spazieren, Gewinn bringe.

War bis 1908 die Organisation und die Ausübung der ausserrhodischen *Armenpflege* *voll und ganz gemeindeautonom*, wurde mit der neuen Verfassung das Armenwesen unter die Aufsicht des Staates gestellt, und es sollte durch ein spezielles Gesetz geregelt werden. »Bis zur Stunde«, bemerkt ein Schalk zwei Jahre später, »ist aber ein solches nicht zustande gekommen, so dass Ausserrhoden sich rühmen darf, der einzige Kanton zu sein, der noch kein Armengesetz besitzt« und ohne dass über die Zeit für die Armen auch nur irgendwie weniger gut gesorgt wurde. Das Armengesetz vom 29. IV. 34 bestimmte dann in Art. 6, dass diejenigen Gemeinden, deren Steuerbedarf für das Armenwesen 3 Promille übersteigt, Anspruch haben auf einen Kantonsbeitrag, zusammen maximal 70,000 Fr. oder ein Viertel Promille Landessteuer. (Für Vergleiche siehe Steiger und Higy, Finanzhaushalt der Schweiz, I., 1934.)

An die *Altersversicherung* in Ausserrhoden zahlen auch die Gemeinden je Kopf der Bevölkerung 50 Rp., bei einem Kantonsbeitrag von allerdings 1.50 Fr. (Ges. 26. IV. 25, Art. 9).

Für die *Arbeitslosenfürsorge* leistet in Ausserrhoden der Kanton 30 Prozent der Taggelder, sofern die Gemeinde die Hälfte rückerstattet. (Vo. 27. XII. 27, 27. V. 29.) Bei den *Krisenunterstützungen* der jüngsten Zeit sind die Kosten zu gleichen Teilen auf Bund, Kanton und Gemeinden verteilt. (Vo. 2. VI. 32, § 14; stark belastete Gemeinden werden durch Erhöhung des Bundesbeitrages entlastet.)

In der obligatorischen *Krankenversicherung* haben die Gemeinden für unerhältliche Prämien aufzukommen, woran der Kanton die Hälfte der (nach Abzug des Bundesbeitrages) verbleibenden Kosten entrichtet. (Vo. 30. V. 24. § 5, 11.)

Im übrigen geht *der Finanzausgleich vom finanziellen Gesamtverhältnis aus*: der Kanton hat die Gemeinden zu unterstützen, wenn sie ungünstige Vermögens- und Steuerverhältnisse aufweisen. Der Beitrag darf aber einen halben Promille einer Landessteuer nicht übersteigen. (Art. 29 Ktsverf.)

Anstelle eines zentralen Kantonsspitals treffen wir die *Bezirkskrankenhäuser* in Herisau, Trogen, Heiden, Appenzell, je ein Gemeindekrankenhaus in Teufen und Gais und eine Krankenstube in Bühler. Erst seit dem Landsgemeindeentscheid von 1920 gewährt Ausserrhoden einen Beitrag. Dem Staat wird durch diese Arbeit der Bezirke und Gemeinden ja ein Kantonsspital erspart.

Der Hauptgrund dieser Dezentralisation liegt weniger in der Geographie, wie gesagt wird. Es ist der Wille der Gemeinden, etwas zu behalten, *nicht alles in einer Zentrale zusammenzuballen und zu*

verstädtern auf Kosten »ausgehungerter« Landgemeinden mit ungeahnten politischen und wirtschaftlichen Folgen. Daher auch treffen wir ferner den ausserrhodischen Hauptort in Herisau, die Regierungsräte aber in den Gemeinden wohnend, den Gerichtssitz in Trogen, die Landsgemeinde in geraden Jahren in Trogen, in ungeraden in Hundwil, die Kantonsschule in Trogen, die Zwangsarbeitsanstalt in Teufen, Zeughäuser in Herisau, Teufen und früher in Trogen, Märkte in zahlreichen Orten, Turnus in allen Wahlen und Festanlässen... 1858 wurde die noch innerhalb Ausserrhoden geltende Verfassungsbestimmung aufgehoben: »Alle zwei Jahre geht die Stelle des regierenden Landammanns von einer Seite der Sitter auf die andere über, womit auch der Rang der übrigen Beamten (Statthalter, Seckelmeister, Landeshauptmann und Landesfähnrich) wechselt.« (Vgl. Dissertation von Dr. Otto Tobler, Entwicklung und Funktionen der Landesämter in Appenzell A. Rh....)

Die appenzellischen Gemeinden waren über die Jahrhunderte derart selbständig, dass sie nichts anderes bildeten als eine Föderation unabhängiger, freier Gemeinden, die die Stunde der Gefahr zusammengeführt hatte. Die Landsgemeinde der noch ungetrennten Appenzeller vom 15. Heumonat 1526 in Appenzell beschloss z. B., die Religionssachen seien dem freien Entscheid der Gemeinden selbst zu überlassen, man wolle »niemanden weder zur Messe zwingen, noch von derselben abmahnen, sich auch von niemand sündern, vielmehr die Bünde gegen alle Orte treulich halten, niemand mit Gewalt überziehen oder zwingen, sondern jedermann bei dem bleiben lassen, was er zu verantworten sich getraue. Gotteswort endlich wolle man beibehalten und die Pfaffen sollen ebenfalls predigen, was sie verantworten mögen.«

Als 1899 die ausserrhodische *Kirchenordnung* revidiert und eine Enquête durchgeführt wurde bei den Kirchenvorstehern und beim kirchlichen Publikum, charakterisierte der Amtsbericht die ganze Situation dahin, die Landeskirche sei wenig mehr als »ein ideelles Band um unsere autonomen Gemeinden« und die Behandlung der inneren Fragen zeige ferner, »dass das Bewusstsein nur schwach vorhanden ist, es habe die Kirche in ihren amtlichen Organen die Aufgabe, gemeinsam und direkt das religiöse und kirchliche Leben unseres Volkes zum Gegenstand ihrer Fürsorge und Unterstützung zu machen.«

Auch die *Pfarrerbesoldung* ist ausschliesslich Sache der Kirchgemeinden (ebenfalls in Innerrhoden), während vergleichsweise in Zürich, Bern, Baselland, Schaffhausen, Graubünden, Waadt und Neuenburg der Kanton die Pfarrer teilweise oder ganz besoldet.

Schon gar nicht vorstellen könnte man sich, dass die appenzellischen Gemeinden auf die Dauer fremde *Beamte und Richter* dulden würden. Als vor Zeiten ein Innerrhoder zum Strange verurteilt wurde, man aber die Mühen, Umstände und Gänge scheute, machte man es lieber noch einfacher und beschloss: »Es söllid'm Deliquente hondert Guldi uusghändiget werde, ond den soll'r si gad selb erhenke, wenn's'm pliebi ond passi,« »was dieser prompt selbstverwaltend ausgeführt haben soll.«

»Kommen Sie in dieses besondere Land« (Appenzell), schrieb der französische Dichter Ritter de Boufflers, »ich will meinen Anspruch auf Ihre Freundschaft verlieren, wenn Sie nicht in den ersten acht Tagen gestehen, dass Sie zu den schweizerischsten Schweizern gekommen sind . . .«

Aber all das verdiente keine Erwähnung, wäre es nicht wie ein Gleichnis für die angesichts der dauernd gedrückten Wirtschaftslage erstaunliche Widerstandsfähigkeit der appenzellischen kantonalen und kommunalen Finanzen: *diese Widerstandsfähigkeit beruht eben zum grossen Teil auf der Selbstverwaltung! Ja, einmal mehr wird das scheinbar Kleine wahrhaft gross!*

(16) Und fast noch stärker halten die Appenzeller an der **kantonalen Selbstverwaltung.**

»Das *Finanzausgleichsproblem*«, schreibt Redaktor Dr. A. Bollinger und sicher einig mit dem Appenzellervolk, »erschöpft sich nicht in der Neuverteilung der Steuerquellen. Ebenso wichtig ist, dass den Bestrebungen, den Bund mit Aufgaben zu belasten, die ihrer Natur nach nicht in sein Tätigkeitsgebiet gehören, eine Schranke gesetzt wird . . . Je kleiner ein Gemeinwesen ist, umso leichter kann der Bürger die Finanzgebarung überblicken, umso eher ist er in der Lage, die Rückwirkungen neuer Ausgaben auf das Budget und den Steuersatz zu beurteilen. Das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Bund ist deshalb auch schwächer entwickelt.«

Haben wir hier nicht die Haupterklärung dafür, warum das Appenzellervolk *die gleichen Verstaatlichungsvorlagen oft mit Sicherheit verwirft, wenn sie vom Bundeshaus kommen, dagegen unter Umständen annimmt, wenn sie kantonal sind?* Als jüngstes Beispiel die *Altersversicherung*. Auf kantonalem Boden werden die Begehrlichkeiten besser abgewehrt. Die

kantonalen Unternehmungen und Anstalten verstehen das Sparen immer noch eher.

Die *ausserrhodische Zwangsarbeitsanstalt* war lange sogar *ein Unikum in der Schweiz*: sie überwand nicht nur die minimen Rückschläge der ersten paar Jahre, sondern lieferte seit 1893 dem Kanton noch Ueberschüsse ab. Die ausserrhodische Gebäudeversicherung organisierte das appenzellische Feuerlöschwesen mustergültig dadurch, dass sie an die ordentlichen Jahresausgaben für das Feuerlöschwesen sowie an die Anschaffungen von Löschgeräten einen Beitrag von 50 Prozent gestattet. Das tat keine private Versicherung. Sie brachte dafür, dank der stark reduzierten Schadenfälle, den Reservefonds auf eine geradezu glänzende Höhe, so dass der Kanton zeitweise sich rühmen konnte, relativ den grössten Reservefonds aller kantonalen Feuerversicherungsanstalten zu besitzen. Er war z. B. 1918 annähernd so gross wie derjenige des Kantons Zürich, trotzdem dieser das Zwölffache an Gebäudeversicherungswerten aufwies.

Hat der Kanton aber Ausgabenüberschüsse, entspricht es der Finanzgesinnung des Appenzellervolkes, selbst in den schlechtesten Zeiten sie nicht durch Kapitalaufnahmen zu decken, *sondern in erster Linie durch Steuern*. Anders wäre es ausgeschlossen, dass die ausserrhodische Staatsrechnung 1937, nach den dauernd gedrückten Zeiten immer noch nicht mit Schulden abschliesst, sondern mit einem reinen Staatsvermögen ohne Berücksichtigung der nahezu 30 Separatfonds.

Liegt in dieser grössern Sparsamkeit und Opferwilligkeit und in der grössern Sorgfalt zum Staat, belegt durch die Geschichte von Jahrhunderten, schon Rechtfertigung genug für den Willen zur kantonalen Selbstverwaltung, kommt noch hinzu, dass die Wiederherstellung der vollen *Volksrechte* in den grossen Kantonen sich erst vollzog nach Jahrhundertenlangem Unterbruch, d. h. mit der demokratischen Bewegung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Man darf sich sogar fragen, ob die demokratische Bewegung in der kleinen europäischen Insel aktuell geworden wäre, wenn hier nicht aus der Nähe und Jahrhunderte lang Landsgemeindekantone zum Vorbild gedient hätten.

Die Appenzeller denken denn mehrheitlich erst recht nicht wie jener, der sich schämte zu sagen, woher er sei und sich deshalb in der Stadt einbürgern liess, um in seinem Fall für 13 Fr. ein »Grossstädter« zu werden und sich gegenüber den Angehörigen kleinerer

Kantone nun zu fühlen, wie etwa gewisse Ausländer gegenüber den Schweizern. Ein wirklicher Zürcher, Gottfried Keller, war gerade davon ergriffen, wie schön es sei, dass es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer gebe, *so seien sie wahrhaft interessant, lebendiger an Wettbewerb, voller an Initiative, in dieser Mannigfaltigkeit bestehe die wahre Freundschaft*. Ganz im Gegensatz zu jenen, die meinen, die Kleinen hätten keinen Zweck mehr neben den Grossen, heisst es z. B. in einem Landammann-Nekrolog: »*Er war stolz, ein Appenzeller zu sein,*« und von anderen heisst es, dass sie mit *jeder Faser an ihrer appenzellischen Heimat hingen, der zu dienen sie als höchste Ehrenpflicht hielten.*

Und wie ist es im Bund? *Sind unter den Kantonen die Landsgemeindekantone die Heimat der Volksrechte, so sind die Kantone es wiederum im Bund:*

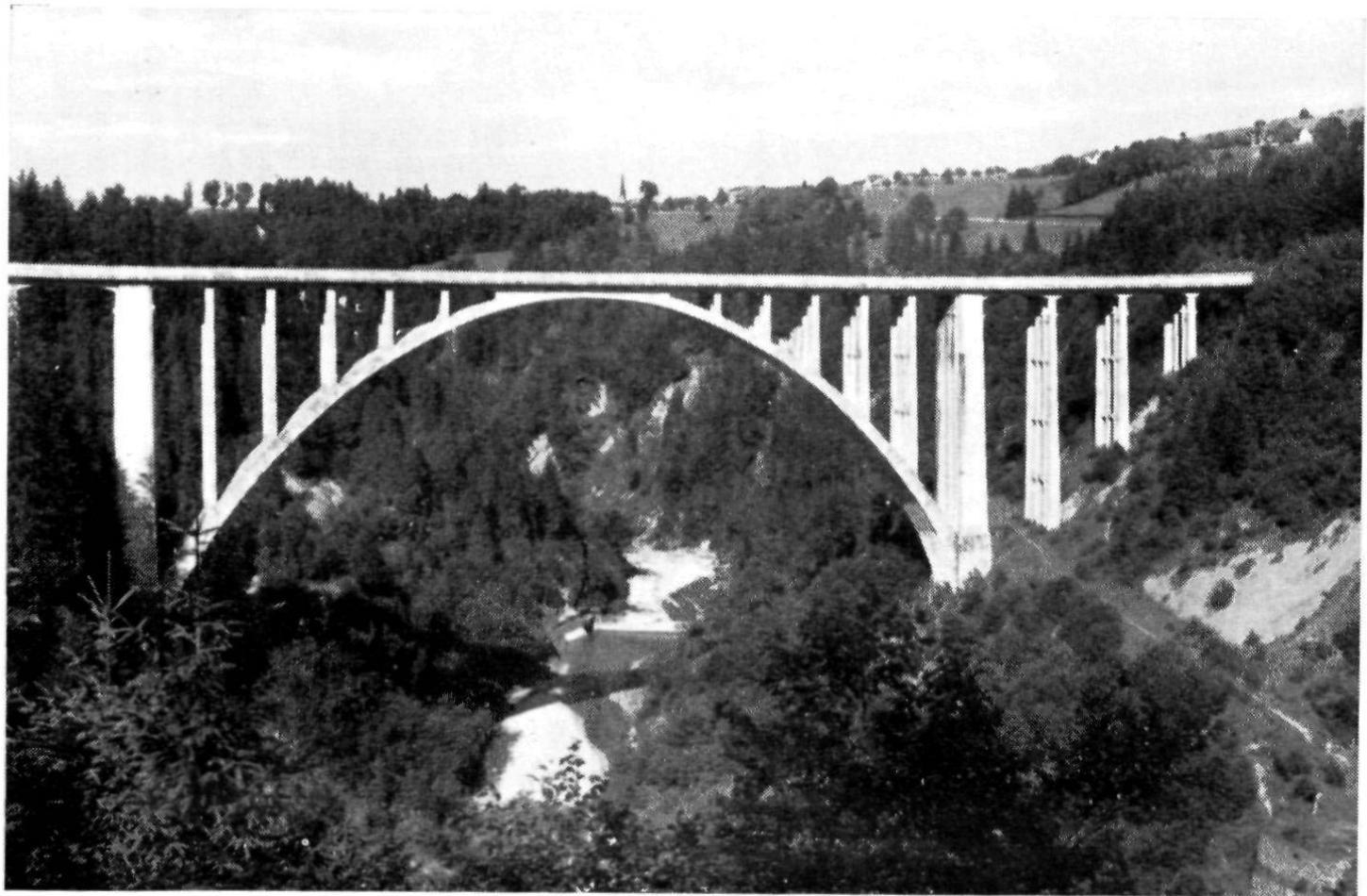
»Die Kantone zuerst haben das Verfassungsreferendum ausgebildet; dann ist es eingedrungen in das Bundesrecht. Auch alle andern demokratischen Einrichtungen, wie Gesetzesreferendum, Volksinitiative und Volkswahlen, ferner die Proportionalwahlen, sind zuerst auf dem Boden der Kantone entstanden. So kann man sagen, dass auch für die Ausbildung der Demokratie im Bunde die Kantone die Versuchsfelder gewesen sind... Das ist der eine demokratische Rechtstitel der Kantone.«

»Ferner aber ist die Erziehung zur Demokratie nur möglich im kleinen Kreise, in kleinen Verhältnissen... *Nur wer zunächst die bescheideneren und einfacheren Geschäfte in Gemeinde und Kanton hat bemeistern und erledigen lernen, der ist in der Lage, an grössere staatliche Aufgaben heranzutreten...*« (Fleiner.)

In einer Versammlung zur Besprechung der Verfassungsrevision meinte ein Kurzenberger Seidenweber: »J wäär för Bibhalte vo de Gmäändsgrichte. Es manet mi uuf ond aa as Sidewebe: me lood änn au zeerscht an e schmaals ond grobs Webeli vor me-n-e an e brääts ond finesch herelood.«

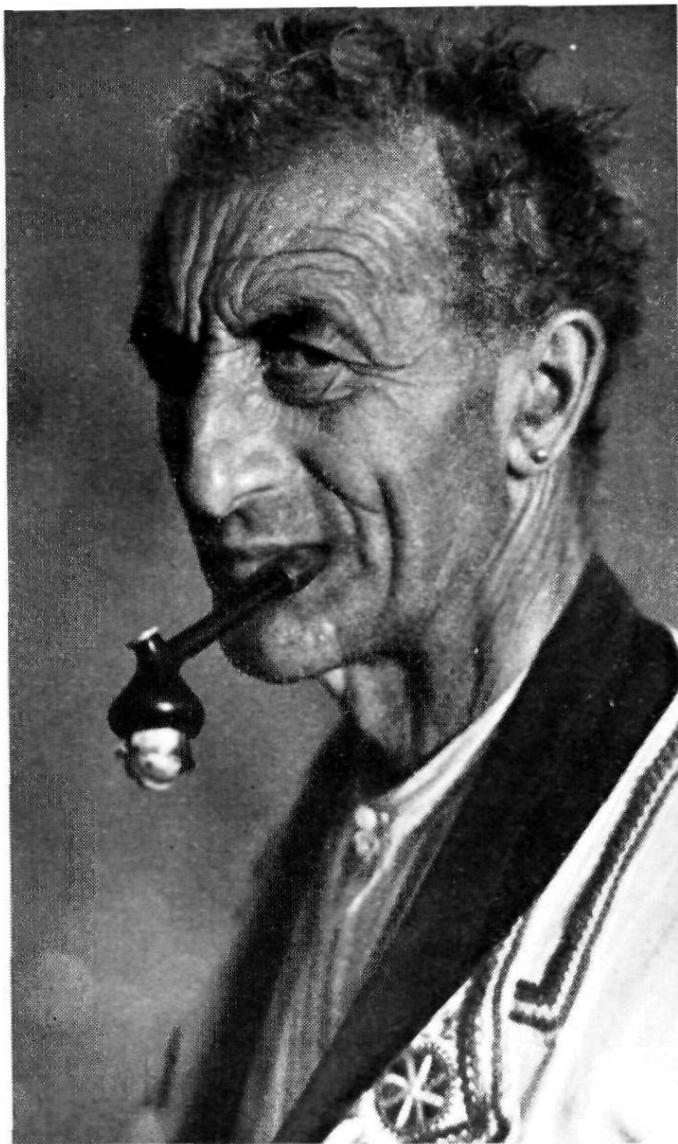
»Nicht umsonst war die grösste Stadt unseres Landes 1918 Hauptort des Generalstreiks, 1933 der Ausgangspunkt des Rechtsextremismus...«, schreibt Prof. Karl Meyer über den Wert *wirklicher Selbstverwaltung*... »*Nicht angelerntes Schulwissen, sondern selbst-erworrene Einsichten sind das beste Fundament staatsbürgerlicher Erziehung.*«

Das ist ja das Interessante, wie *an den entscheidenden Punkten der appenzellischen Geschichte immer jener Geist*



Ein kleines Volk, das sich selbst regiert, bringt willig erstaunliche Opfer für gute Strassen. (S. 109.) . . . und so sparsam der Appenzeller sonst ist, so wohl findet man sich doch zusammen, wenn es gilt, für die Interessen des Landes etwas zu wagen. (S. 114.) Phot. Gross.

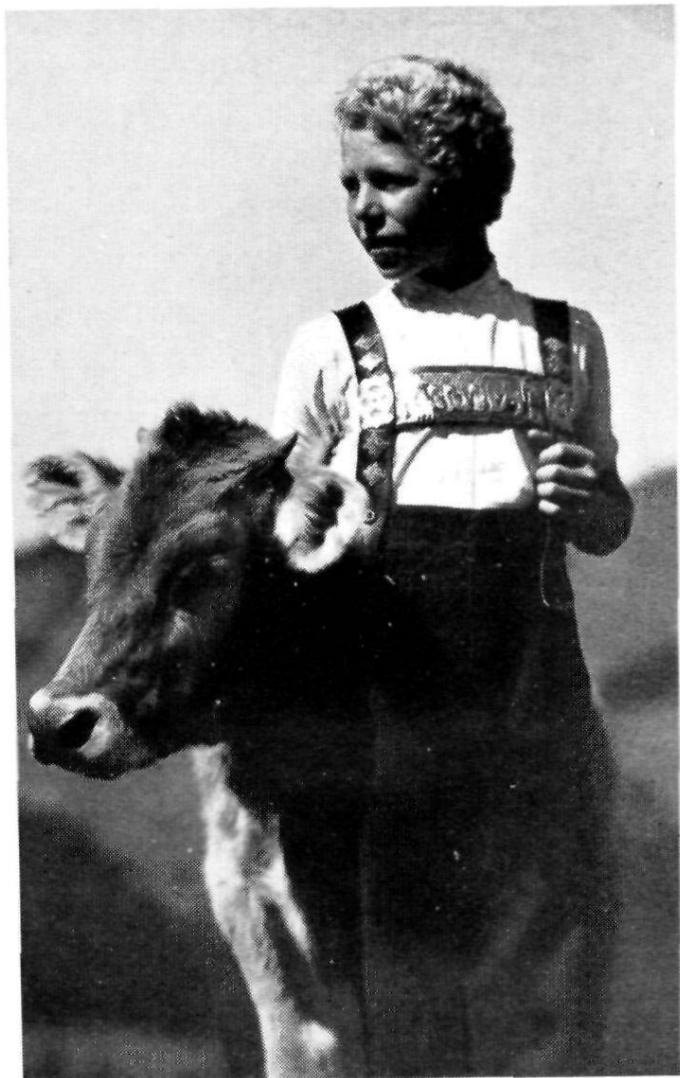




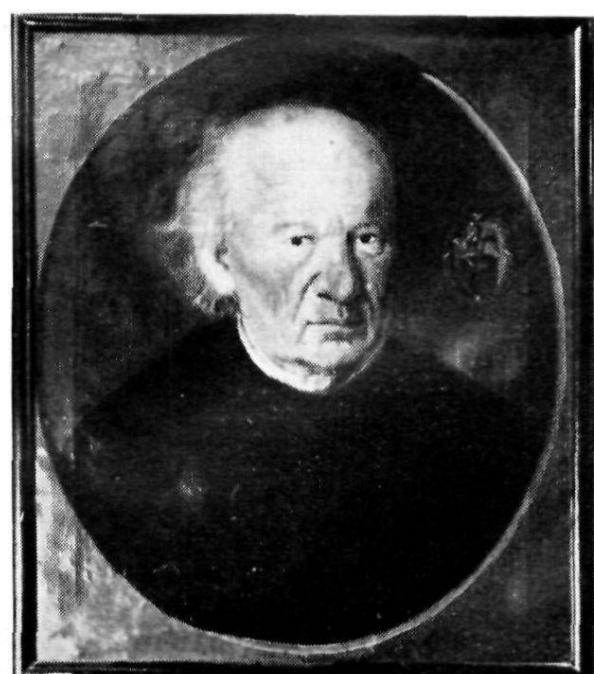
«... Jo, öse Zwilchschoöpli macht fryli kenn Staat.
Doch müem-m'r nüd stoh: am-e Keiser paraad.»



«... Erhalt öös das Lebe, ond froh sööd-mer all ...»



«... Mer sööd för öss selber, ond's Vechli im Stall.»



Der berühmte Baumeister Grubenmann (S. 50 u. 124), der auch stolz war, ein Appenzeller zu sein und sich gleichfalls «gegen die langen Reden und kurzen Würste» erklärte.

(S. 126, der praktische, nüchterne Sinn.)

Phot. Schildknecht, Dr. Bleuler u. Bosshard.

durchdrang, der auf die quantitative Grösse verzichtete, wenn sie auf Kosten der Freiheit gegangen wäre. Grundsatz: lieber kein Grosskanton, wenn dadurch Verlust der regelmässigen Volksversammlung, der Landsgemeinde, dieses unauffälligsten Sperrorts der Volksrechte. Lieber nicht den Umfang eines Zarenreiches, wenn nur leibeigener Pflüger. Keine Japanisierung anderer, wenn man in der Folge selbst militarisiert und wirtschaftlich tyrannisiert wird. (Bis zur Zentralisierung des schweizerischen Militärwesens wurden die Stabs- und Kompagnieoffiziere sogar gewählt vom zweifachen Landrat, der höchsten Stelle direkt nach der Landsgemeinde, um ihrer demokratischen Zuverlässigkeit ja sicher zu sein.) Keine Entwicklung zur Unfreiheit, bei der man nur recht wäre zum Bezahlten, Gehorchen und Verbluten für ein sinnloses Hin- und Herschieben von Grenzpfählen. Keine Regierungsfabrik für Friedenskrisen mit permanenter Kriegswirtschaft und ganz primitiven Regierungs- und Wirtschaftssystemen.

»... Jo, öse Zwilchschööpli macht fryli kenn Staad.
Doch müem-m'r nüd stoh: am-e Keiser paraad.
Mer sööd för öös selber, ond's Vechli im Stall.
Erhalt öös das Lebe, ond froh sööd-mer all...«

(Appenzellerjodel).

»Die Konstitution, welche wir 1798 annehmen mussten, war ... drückend und zu kostspielig... Wir erkennen unsere ewige Freiheit und Verfassung als die Grundlage unserer Wohlfahrt; bei keiner Staatsverfassung werden wir so vergnügt, zufrieden und glücklich sein können, als wie wir es bei unserer alten waren.« (Petition der Gemeinde Wald vom Herbstmonat 1801 an die helvetische Tagsatzung im Namen der grossen Mehrheit des Appenzellervolkes.)

»In diesem Landkanton (Appenzell)«, schrieb der Schriftsteller Lautier aus Marseille in einem dreibändigen Werk über die Schweiz, »sollten unsere Politiker und Gesetzgeber die Kunst studieren, Menschen glücklich zu machen. Da fühlt man höchstens Mitleid mit denen, die alles daran setzen, ihr Gebiet zu vergrössern ...«

Im Laufe ihrer eigenen Freiheitskriege »besetzten die Appenzeller die nächstgelegenen österreichischen Gebiete diesseits und jenseits nicht, um dieselben zu beherrschen oder habösüchtig auszubeuten, sondern um sich mit ihnen zur Behauptung gemeinsamer Freiheit zu verbinden... Wohin die von Appenzell und St. Gallen sich wendeten,

wurden sie vom Landvolk mit Freuden aufgenommen. Bauern und Bürger wünschten nun ebenfalls Appenzeller zu werden, um mit ihrer Hilfe des wirtschaftlichen Jochs sich zu entledigen.« Es gab eine Zeit, so berichten die Geschichtsschreiber weiter übereinstimmend, wo »weit unten in der Steiermark *die Bauern wünschten Appenzeller zu sein*«.

Noch so industriell, niemand verlangt Kolonien. Man brauche dann auch keine reaktionäre Rolle zu spielen in der Welt und in den Menschheitsfragen, sondern könne *der Aufgabe nachgehen, der übrigen Welt in den politischen Idealen stets um ein Stück voran zu sein*.

Aber im Freiheitskampf der Griechen gegen das Türkenjoch fühlte das Appenzellervolk derart stark mit, dass 1822 allein die Ausserrhoder 7712 fl. 36 kr. zusammentrugen. Das sind nach der damaligen Bevölkerungszahl und Kaufkraft des Geldes mehrere Franken pro Appenzellerfamilie. Und als eine Kollekte stattfand zugunsten der Witwen und Waisen des gegen die Engländer kämpfenden Burenvolkes, hiess es selbst in der kleinsten Hütte: »A d'Bure ane geb i au no näbes.«

Wo sich die appenzellische Mehrheit aber überzeugen konnte, dass der grössere Raum wirklich etwas Besseres bietet, zögerte sie nicht, ein früher und treuer Bundesgenosse zu sein. In freier Abstimmung gab das Appenzellervolk einen bejahenden Entscheid für den Beitritt zum *Völkerbund*. In Ausserrhoden entstand eine rührige Sektion der Schweizerischen Vereinigung für den Völkerbund. Der *internationalen Schiedsgerichtsbarkeit* waren die appenzellischen Zeitungen sehr zugetan, in der Hoffnung, das Völkerrecht als Regulator in internationalen Beziehungen fördern zu können. Je und je setzte die appenzellische Industrie sich ein für einen *Abbau der Grenzen und Zölle*. Ein Volk habe Lebensraum, wenn es mit der ganzen Welt seine Ideen austauschen und Handel treiben könne. *Die Erde sei der natürliche Lebensraum*. Die Vereinigten Staaten waren immer wieder die Welt, die die Appenzeller anzog.

Gerade drei Appenzeller gingen ein in das Buch »Prominent Americans of Swiss Origin« (1932, Swiss American Historical Society): Hermann Krüsi (1817—1903) von Gais, Sohn des gleichnamigen bekannten Erziehers, entfaltete als Lehrer der Pädagogik und Methodik am Lehrerseminar Oswega New-York Pestalozzis Gedanken-

gut. J. U. Nef wirkte als Vorstand der chemischen Fakultät der Universität Chicago, und der Mechaniker Johs. Krüsi (1843—1899), der als Knabe im Waisenhaus Speicher täglich aus einem Schüsseli Hafer-suppe gegessen hatte, war Direktor der Edisonwerke, Edisons rechte Hand und der eigentliche Erfinder des Phonographen.

Somit ist es in geradezu allem Appenzellischen dasselbe Opfer: *der Bauer will lieber zäher arbeiten und sich begnügen mit weniger Land, als Knecht sein im Grossgrundbesitz (5), der Unternehmer lieber sich bescheiden mit kleinerem Unternehmergewinn und mehr nachdenken, aber selbständige sein (8), der Heimarbeiter lieber noch um einen Rappen billiger arbeiten und dafür in der Heimat leben (9), der Bewohner lieber mehr sparen, aber dafür frei auf seinem eigenen Heimwesen und Böden, in spielender Sicht wohnen (10) . . . , und nun kommt in Gemeinde (15) und Kanton und Bund (16) noch hinzu, dass man lieber klein und dafür frei bleibt, alles mit Ausnahmen, alles auch mit lichten und dunkeln Mutationen und alles eben mit zu dem gehörend, was den Appenzellern ihr Land im Seelischen geradezu unersetzt macht.*

(17) Die Grundlagen dieser Gesinnung, zumal die Existenzbedingungen, können sich wandeln. Aber *eine letzte appenzellische Konsequenz* wird aller Voraussicht nach bleiben:

Abwehr gegen alles „Herrentum“.

Hierher gehört nicht nur die ganze bekannte Appenzeller-geschichte, sondern auch die jüngste Vergangenheit: der Abstimmungsverlauf im Kampf gegen die »Eisenbahnbarone« (Bundesbahnrückkauf 1898, Ausserrhoden 8646 Ja gegen 1294 Nein; beim Verkehrsteilungsgesetz dagegen gerade umgekehrtes Verhältnis, nachdem die S. B. B. selbst zu einer Art Herrentum geworden sind oder doch ein so glänzendes Verlustunternehmen, ob der ungeheuren Begehrlichkeiten von allen Seiten her), die Abneigung gegen zu hohe *Bankgewinne*, von denen die Schaffung der Kantonalbank ausdrücklich den kleinen Grundbesitz und Kleingewerbestand unabhängiger zu machen hatte, die Einstellung gegenüber dem »Tempel des goldenen Kalbes«, das fundamentale »Abe mit'm Zees«, das scharfe Reagieren gegen rücksichtsloses Spekulantentum, im Liegenschaftsverkehr die hohen *Handänderungssteuern*, Sym-

pathien für Konsumgenossenschaften und Migros, das Verlangen nach *stabilerem Geldwert*, dann das »Gläschen« und »Pfeifchen« des »armen Mannes«, die Annahme der Vergnügungssteuer erst unter dem Druck der Zeit (A. Rh. 1931, I. Rh. 1935, dann allerdings fast einstimmig), die Ablehnung der *Revierjagd* an der Innerrhoder Landsgemeinde noch 1938, trotzdem sie dem Fiskus, es wird gesagt jährlich mindestens 20,000 Fr. mehr eingetragen hätte, die scharfe *Steuerprogression*, die Abneigung vor sichtbarer Privilegierung der *Beamten* in Besoldung und Pensionierung und immer wieder die Lösung »gleichmässige und gerechte Verteilung der Lasten auf alle Schultern«.

Als an der Hundwiler Landsgemeinde 1897 die Personal- oder *Kopfsteuer* von 2 Fr. und die Hundesteuer von 6 und 8 Fr. angenommen wurde, meinte einer sogar: »Soo! Meer möönd etz gwöss nomme säge, mer sejid freii Schwitzer, wemm me-n-efange de Chopf verstüüre mos!« wogegen der zweite einwendete: »Ischt denn dinn Chopf nüd zwee Franke werth?« und der dritte: »Joo-no hööcher ui sött me d'Chopf-stüür thue. Mer sönd jo so onderem Hond.«

Das Wort, man glaube die Wahrheit nicht, wenn sie ein Armer spreche, und selbst die Lüge glaube man dem reichen Wicht, hat unter Appenzellern gerade keine Geltung. Das äussert sich noch ehe man auf den Landsgemeindeplatz kommt: findet diese z. B. in Trogen statt, ist von 9.15 Uhr bis 13 Uhr der Verkehr mit Motorfahrzeugen gesperrt auf den Strecken Speicher-Trogen, Neuschwende-Dorf Trogen und Wald-Trogen: die Landsgemeindemänner sollen auf der Strasse zum rechten kommen, selbst auf die Gefahr, dass »Herren und Fremde« das letzte Stück Weg gerade wie die andern hinter sich nehmen müssen, und an der Landsgemeinde stehen die Männer so recht demokratisch beisammen, Bauern und Hauptleute, Weber und Handelsherren, Unstudierte und Studierte, ähnlich wie es im Schwabenkrieg hiess: »*Die Herren sollen bei den Bauern liegen.*«

Spasshaft antwortet der Appenzeller, wenn man ihn mit »Herr« anredet, der Herr sei im Himmel. Als ein Pintenwirt einen Innerrhoder fragte: »Was beliebt dem Herre?«, gab dieser zur Antwort: »Ehr müend mer nüd zlieb so spitzig choo. Wenn i en Herr wäär,

ond so wäär i währli nüd do ie choo!« — Und als ein Fremder eine schöne Appenzellerin überfreundlich grüsste, indem er den Hut tief vor ihr abzog, war die Antwort von milder aber eindeutiger Stimme: »Lönd de Narre teckt!«

Schalkhaft sagt man sogar, das unservile Du und *Du-Gefühl* sei da, damit der Innerrhoder auch mit der Welt reden könne, und ihm zur Seite steht ja eine viel modernere Welt, nämlich die ganze englische und amerikanische, die auch mit dem demokratischen »you« auskommt. Als ein Fremder von einem Innerrhoder Bauer Feuer verlangte, damit er seine Zigarre anzünden könne, gab ihm der Bauer bereitwillig seine brennende Tabakpfeife. Der Fremde aber sagte: »Ja, wisst Ihr denn nicht, dass ich der Fürst von Sigmaringen bin?« »Joo, das ischt ääding, chascht Zigare glich draa aazönde.«

Ein Vergleich: als der Schreiber einst in Budapest den Hauptpostbetrieb sich ansah, da klopften vor dem führenden Herrn Direktor die Angestellten mitten im Arbeiten die Fersen zusammen, grüssten in Achtung-Stett, und einer der begleitenden Herren äusserte im Gespräch darauf: »Was unten ist, muss unten bleiben.« Ein derartiger Standpunkt würde wohl kaum verstanden in der Höhenluft. Man gönnt dem Arbeiter das Wort, macht ihm verständlich, warum etwas so und so gemacht wird, in der Erkenntnis, dass die Arbeit besser getan wird, wenn der Arbeitende über den Zusammenhang im Bild ist.

Aber auch die *Beamten* wurden nie derart verehrt, dass sie Geschäftsmänner, die in der Arbeit ergrauten, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler in den Schatten stellten, wie das zu Zeiten in gewissen Staaten der Fall war, wo ein junger Lieutenant oder Assessor mehr galt als jene, die den Ruf und Ruhm des Landes weit über die Grenzen trugen.

Als einem neugewählten, ämtersüchtigen Ratsherrn in einer Wirtschaft geflissentlich und ostentativ nur sein Geschlechtsname gesagt wurde, musste er sich schon selber helfen, und er tat dies auf folgende Weise: er bestellte eine Appenzellerwurst und sagte, als sie ihm serviert wurde, mit gewichtiger Amtsmiene: »Das ischt jetz doch die bescht Woorschtr setdem das i Roodsherr bi!«

Landammänner aus dem Fabrikanten-, Bauern-, Handwerkerstand sind dem Appenzeller sympathischer als Doktorstitel. Es sei denn, man habe vom Träger des Doktorhutes in erster Linie den Eindruck natürlicher *Intelligenz* und des *Charakterkopfes*. »Es mos am Holz see, wenn's will Pfyfe gee.« Besteht die vermeintliche akademische Bildung darin,

dass sie dem Träger zu Kopfe steigt, oder in einem etymologischen Pomp anstelle vornehmer im besten Sinn schweizerischer Einfachheit, hat er im Appenzeller Amtsleben nichts zu suchen. Denn eine Akademikerkaste mit Titelprivileg wird vom Appenzellervolk so wenig geduldet wie eine andere Kaste.

Fast symbolisch ist ein Witzwort vom »Mann, der alles kann«, wonach einer mit Prof. Bodmer zu Pferd eine Reise tat durch's Appenzellerland. Sie kamen an einen »Gatter«, der den Weg absperre. Da rief N.: »Mach auf, Junge!« »Hä? I mues zeerscht wösse, wer Ehr zwee sönd!« »Ich bin N..., und der dort ist ein Professor.« »Was ischt en Professer?« »Nun — das ist ein Mann, der alles kann!« »Jäässo! denn bruche'd-r mi nüüd; er weerd de Gatter au chöne-n-ufmache!« Und als ein Pfarrer auf einem Krankenbesuch den Weg nicht recht wusste, von einem Burschen zur Hütte geführt wurde und diesem danken wollte: »Ich will Dir dafür den Weg in den Himmel zeigen«, antwortete der Appenzeller: »Aeh! minn guette Herr: wie wend Ehr de Weg in Himmel wösse, wen-er-e nüd emool döör üseri Gmäänd döri kennid?«

Vor und seit J. Merz, der diese Begebenheiten festhielt, gibt es genug Beispiele, dass Männer aus dem Bauern- und Handwerkerstand zu Landammännern erhoben wurden und *ihr Amt mit Auszeichnung versahen*.

Die grossen drei Vorstösse gegen das »Herrentum« in der Schweiz, die Bewegungen von 1798, 1830 und die demokratische Ende der sechziger Jahre waren den Appenzellern denn ein Augenschmaus, dessen Gelegenheit sie sich nicht zweimal geben liessen:

Dass sie es »doch noch erlebten«, wie beim Patriziat von Bern, Solothurn, Freiburg, Luzern und anderswo die Vorrechte an Geburt, Stand und Besitz erbarmungslos aufgehoben wurden, wie sich das-selbe zwei Jahrzehnte später wiederholte im aristokratischen Neuenburg, und wie die liberal-aristokratische Escher-Omnipotenz, trotz aller auch wirklichen Vornehmheit, doch noch einmal jüngern Kräften Platz machen musste. Im seitherigen Aufschwung Zürichs sieht man es bestätigt, dass die fortwährend reinigende Luft *zum Vorwärtskommen noch besser tauge*. Grund, warum jene unter den Bundesräten, die seither immer noch mit Besitzesvorrechten liebäugelten, beim Appenzellervolk alles andere als beliebt waren.

Durch nichts wird eine Vorlage, eine Bewegung so sehr diskreditiert, wie durch Einbildungen. Referenten, die sich selbst

vom Begriff »Volk« ausnehmen und tun, als ob sie auf einer ganz andern Etage zu Hause wären, schaden einer Gesellschaft. Halten sich Redaktoren nicht genügend frei vom Geruch dieser Einbildung und vermag von einer Zeitung der Eindruck eines »Herreblättli« durchzusickern, bekommt die Zeitungskonkurrenz Auftrieb, und der gescheiter sich fühlende Journalist ist der fein quittierte.

Aber auch innerhalb der Arbeitnehmerschaft solle »keine aristokratische Arbeiterschaft, *kein Bonzentum* die Gewerkschaften grossziehen, welche sich's bei höherem Lohn und besserer Lebensstellung wohl sein lasse.« (Aus einem Versammlungsauftruf der App. Sozialdemokratischen Partei.)

Auf appenzellischem Boden haust *keine straffe Parteidisziplin*. Im ausserrhodischen Kantonsrat, wo es noch eher zu befürchten wäre als in Innerrhoden, gibt es keine Fraktionen. Die Fortschrittlichen nehmen im Rat weder zu Sachfragen noch bei Wahlen irgendwie als Partei Stellung. Bis vor wenig Jahren war das Wort Partei in den Beratungen überhaupt unbekannt. Von zehn Stimmbürgern des Kantons Appenzell A. Rh. sind nach Feststellungen der Parteivorsteher nicht einmal zwei Mitglied einer politischen Partei, und auch die wenigen eingeschriebenen Mitglieder nehmen für sich in Anspruch, zu jeder Vorlage und sogar bei den Wahlen selbständig zu stimmen. Dass sie keine Gleichschaltung planen, erhellt auch daraus, dass z. B. der Mitglieder-Jahresbeitrag der Fortschrittlichen Bürgerpartei seit Jahr und Tag bis heute auf 50 Rp. festgesetzt ist. Der Einfluss der politischen Organisationen auf die Wirtschaft ist also mässig. Typisch der Vorlagenfriedhof der Landsgemeinde: schon oft wurden die Parteien und Zeitungen des Landes heimgeschickt, wenn sie alle einmütig waren in der Empfehlung.

Behörden, Gewerbeverband und Lehrlingsprüfungskommission bemühten sich ehedem, das Lehrlingswesen auf eine gesetzliche Grundlage zu bringen. Aber die Ausserrhoder Landsgemeinde von 1909 lehnte den Entwurf für ein kantonales Lehrlingsgesetz nach mehrmaligem Abmehren mit geringer Mehrheit für diesmal ab, und der Lehrlingsfürsorger, Herr Christian Bruderer, war darob niedergeschlagen. Da tröstete ihn einer: »Jo, wäscht, Frönd Chreste, freiwillig tönd mehr *Der das als scho z'lieb, was's Gsetz hed welle bringe, aber bönde lönd mer ös für e Gsetz halt nüd.*«

Und als die Rindviehversicherung an der Ausserrhoder Landsgemeinde 1901 verworfen wurde, trotz aller Belehrungen in Wort und Schrift (ein Kantonsrat, der selbst Landwirt war, J. U. Knellwolf, Herisau, hatte allein an 13 Orten referiert), charakterisierte ein Zeitungsspruch die ganze Lage nochmals in vier Zeilen:

»*Sobald man nimmt Geschenke, hört auf der freie Mann.
Wer zahlt, der will befehlen, wie man stets sehen kann.
Man soll uns nicht regieren in unsern Stall hinein.
Beim ,Veechli' und im Felde, da wollen frei wir sein.*«

Versucht man auch herauszubringen, warum der Bodenpreis und überhaupt die *Preisbildung* fortwährend so aktuell ist, erkennt man bald, dass dort, wo eine Gegend so sehr vom Export abhängt und seit langem, konsequent eben das Näherliegende, die Preisbildung desto mehr Gehör findet. Parteiextremere Programme treten zurück. Und da ja ausserhalb dessen, was der Appenzeller mit sich tragen kann, sein grösstes Bestreben ist, auf einem eigenen Heimwesen zu wohnen, ist die Nachfrage nach Boden stark genug, ganz ohne Spekulationsgewinne und Zinsmissbräuche.

Bewegungen, die hier wehren, hatten folglich von jeher Sympathien, das so sicher, als die Gefolgschaft des Appenzellervolkes von dem Punkt an völlig auszubleiben beginnt, wo eine Bewegung übergeht ins Gekünstelte, Fixe, Formelhafte. Wenn diese Bergbäche Geröll mit sich führten, sie wirkten anregend zum Nachdenken, sie veranlassten die Regierung je und je, die Zins- und Preisentwicklung aufmerksamer zu verfolgen: dadurch wurde manche Anpassung eher erreicht, auch wenn man es jenen Bewegungen nicht zugestehen will. Sie halfen warnen vor Beispielen, deren die Menschheit genug bietet, wie es herauskam, wenn die Bauern an die Finanz ausgeliefert wurden. »J ka, antwortete einer auf die Frage nach dem besten schweissreibenden Mittel, ab gär nünt besser ond nie meh schwitze, as wemmer zwee Zees zsäme kond.«

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts entdeckten denn hervorragende deutsche Professoren auf einmal, wie einige schweizerische Kantone *von altersher Rechtsinstitute bewahrt haben, die die neuzeitliche Sozialpolitik und das neuzeitliche Privatrecht nun als vorbildliche Punkte auf ihr Programm nahmen*: der für die Schweizer erfolgreiche Schwabenkrieg hatte die Schweiz teils bewahrt vor den Einflüssen des in Deutschland rezipierten römischen Rechtes. Dr. Alfred Hofstetter beleuchtete in einer Berner Dissertation 1894 »die ver-

schiedenen Arten des *Appenzeller Zedels* nach ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Bedeutung», zeigend, wie der Appenzeller Bauer seit Jahrhunderten auf seinem Gut unabhängiger wohnt, wenn er nur die Zinsen nach Recht bezahlt und den Zedel nicht zu sehr schwächt. Dr. Hofstetters Lehrer war einer, von dem nicht erst gesagt zu werden braucht, in welchem Geist und Guss er später das schweizerische Zivilgesetzbuch entwarf und mit welcher Dankbarkeit er sich stets seiner Appenzeller Verhörrichterzeit in Trogen erinnerte: *als der Zeit, die ihm die Einsicht in die Volkstümlichkeit einer Rechtsordnung gebracht habe.* (Prof. Dr. Eugen Huber.)

Als das kantonsrätliche Einführungsgesetz zum schweizerischen Zivilgesetzbuch 1910 erstmals vor die Ausserrhoder Landsgemeinde kam, wurde es aber verworfen: aus dem einen Grund, weil es die grundsätzliche Kündbarkeit der Schuldbriefe enthielt. Sobald man diesen Punkt bereinigt hatte, wurde es 1911 mit gewaltiger Mehrheit gutgeheissen.

In Finanzkreisen wurde schon die Meinung vertreten, hierin liege noch eine restliche Teilerklärung für die appenzellische Industrieentwicklung abseits der grossen Fabrikgebäulichkeiten. Das ausserrhodische Zedelgesetz von 1835 (also bestehend seit dem Beginn der Zeit, da anderswo allmälig die grossen Etablissements entstanden) kennt zur Hauptsache drei Zedel:

Liegende Zedel (gleichsam für ewige Zeiten errichtet, weil nur durch den Schuldner kündbar; höchstens bei Verschlechterung usw. des Unterpfandes und nur mit dem entsprechenden Anteil abzuzahlen),

Handwechsel (bei Handänderung aufkündbar, aber zusammen nur ausstellbar auf einen Zehntel der Liegenschaftsschätzung)

und *Terminzedel* (in Raten und Fristen abzuzahlen, aber nicht kündbar auf Handänderung; für deren Errichtung, Abzahlungsquoten und Abzahlungszeit ist gemeinderätliche Genehmigung erforderlich).

Das Ergebnis: mit diesen zwei hinzugekommenen Zedelarten wurde das Zedelwesen zwar bedeutend beweglicher gegenüber dem alten Recht mit seinen überhaupt unkündbaren Zedeln; aber für grosse industrielle Etablissements sei es doch nicht so beweglich wie anderswo. Demgegenüber ist u. a. einzuwenden, dass der Gesetzgeber die Summe für Terminzedel ja frei liess (bis zur amtlichen Schätzung): die Industrie konnte sich dieser Art bedienen, während nach allgemeiner Ueberzeugung für die Bauern der alte eigentliche Appenzeller Zedel, der liegende, am besten sich bewährte.

(18) Die wirtschaftlich wichtigste Seite der appenzellischen Abwehr gegen alles Herrentum ist aber die

Steuergesinnung.

Denn das Appenzellervolk wittert bei aller Opferwilligkeit doch auch im Steuerstaat unter Umständen einen Herrn und welchen! Die Meinung ist, die Steuerwehr habe daher eine noch grössere Mission als nur die Feuerwehr. Ohne diese Spritzenfunktion sei es um das Sparen im öffentlichen Haushalt gleichfalls geschehen. Jenen, denen es die Volksabstimmung nie recht machen könne, dürfe immerhin erwidert werden, dass im Staat herrlich und in Freuden kutschiert würde, wenn das Steuergesetzemachen so leicht ginge. »Je meh as sie hend, desto meh vechogeds und desto meh wönds.« Sogar die Bedächtigkeit und Langsamkeit in den Steuerreformen sei nicht ganz sinnlos. Man solle sich vergegenwärtigen die wachsende Steuerlast und werde zugeben müssen, dass das Tempo gar nicht so schneckenhaft sei:

Steuerbelastung in Ausserrhoden pro Kopf der Bevölkerung 1890: 5.61 Fr., 1900: 5.93 Fr., 1910: 12.16 Fr., 1920: 27.82 Fr., 1930: 19.96 Fr., 1935: 29.90 Fr., und das sind erst die Staatssteuern und ohne die kantonale Krisensteuer seit 1920. Die Gemeindesteuern machen ein Mehrfaches aus.

In einem andern Staat, wo das Steuergesetzemachen ohne Volksabstimmung geht, sind das Ergebnis sogar *35 verschiedene Steuern!*

Als aber einmal eine Foltermaschine, die mit einem Appenzeller in Bewegung gesetzt wurde, schliesslich zusammenbrach, bemerkte der unerwartet frei dastehende Delinquent: »Ää pfoch, wie händ mini Herre e Gschier«. Und zweifellos als eine Foltermaschine würde das Appenzellervolk die Art empfinden, die ganze Wirtschaft zu überziehen mit einer Unmenge von Arten von Steuern und einer Bureaucratie, die zum vornehmerein einen ordentlichen Prozentsatz wegfrisst. *Das appenzellische Verlangen nach dem aufgeräumten, unüberfüllten Haustrat sagt: verhältnismässig wenige und dafür ergiebige Arten von Steuern.* Daher auch innerhalb der Schweiz die hohen *Vermögens- und Einkommenssteuern* als den beiden gewollten Steuer-Hauptkategorien und ferner diese beiden

Steuern auch bis weit hinab, bei lange auffallend wenig andern und niedrigen indirekten Steuern.

Aber während die Seidenweber mit wenigen Ausnahmen alle droben an den Abhängen des Appenzeller Vorderlandes sitzen, ist die Aktiengesellschaft, das Steuerkapital in Zürich und Thal. (Die Zürcher haben sich nicht deshalb so hervorgetan bei der eidgenössischen Krisenabgabe.) Während die appenzellischen Gemeinden selbst aufkommen müssen für ihre Bahnen, hat keine einzige Gemeinde der neuaufgekommenen Industriereviere des schweizerischen Mittellandes an die Defizite der Bundesbahnen gesondert etwas beizutragen, im Gegenteil: verschiedene Städte und Kantone seien, heisst es, tüchtige Lohnbezieher vom Bund und vor allem Verkehrs- und Industrieempfänger durch die S. B. B.. Durch die progressive Zentralisation im eidgenössischen Leben sei das appenzellische, bündnerische usw. Randgebiet immer mehr ein Land geworden, dessen Bewohner zwar die Zölle genau so gut zu leisten haben, aber an Beamtenverdienst in den eigenen Hauptorten mehr und mehr verlieren. Ob es sobald einen Stand gebe, der von der Mutter Helvetia weniger verhätschelt werde? Der noch weniger Subventionen bezog pro Kopf, gleichfalls keinen einzigen S. B. Bahnhof habe und für den ganz selbstverständlich keine Zweige der Bundesverwaltung in Frage kommen, keine S. B. B.-Generaldirektion wie für Bern, keine Suval wie für Luzern, kein Polytechnikum wie für Zürich, kein Bundesgericht wie für Lausanne, keine Kreispostdirektion wie für 11 Kantone, keine Zolldirektion, keine Zollbeamten, keine internationalen Aemter, keine Munitionsfabrik oder Konstruktionswerkstätte wie für Altdorf und Thun, keine Militärflugplätze, keine Grenzschutzkompanien, keine eidgenössische Beamtenvorzugsstellung wie für den Tessin, eine Gelegenheit zur Bundesratsprotektion, wenn's gut geht einmal im Lauf von hundert Jahren, und dieser Appenzeller halte es vielleicht noch mit dem aufrecht gehenden Wappentier. Das Völklein überwintere sogar ohne Bundesgetreide-Abnahmepreise, Alkoholmonopol und Zuger Schnapsbrennerei. Namentlich aber sei die Verteuerung durch den Zentralismus und Interventionismus mit Schuld an der Lage der appenzellischen Industrie. — Begreifen wir so noch besser, warum

bei der Beratung der Bundesfinanzreform 1937 das *Quellensteuerpostulat in föderalistischer Form* ausgerechnet aus der appenzellischen Webergegend kam?

Landammann und Nationalrat Gallati aus dem glücklicheren Kapital-Zufluchtsort und Gesellschaftssitz Glarus witterte hier denn so etwas wie jenen Appenzeller Hausierer, der an einem kalten Winter- tag, als er einmal nichts verkaufen konnte und hungrig war, in ein Haus kam, wo dem Vater zum Namenstag »Chüechli« gemacht wurden. Der hungrige Hausierer sagte: »Guette Tag binenand!« »Guette Tag! Isch es ebe chaalt verosse?« »Jää, was deenkid Ehr au, das wäär jo oveschammt.« »Ehr händ mi falsch verstande, öb's chaalt sei verosse?« »Noso, wenn Ehr's ebe gad haa wend, so chan i jo zusetze.« Es entstand ein allgemeines Gelächter, und man liess ihn gerne mitessen. Doch in Bern lachte man nicht.

Die Angst dagegen, das Appenzellervolk könnte zu weit gehen in der Schmälerung der höheren Vermögen, ist offenbar unbegründet. Wenn die Appenzeller darauf ausgingen, einfach die Reichen zu pflücken, wäre die einmalige Vermögensabgabe nicht derart haushoch verworfen worden in der eidg. Volksabstimmung vom 3. Dez. 1922. Diese Abgabe hätte eingesetzt für Ledige oberhalb 80,000 Fr. und für Verheiratete oberhalb 110,000 Fr.. Es wären also die allerwenigsten betroffen worden.

Bemerkenswert für die appenzellische Richtung hierin sind wohl auch die eidgenössische Volksabstimmung über den sogenannten *Beutezug* (1894), wo Ausserrhoden mit 96,4 Prozent Nein sich an die Spitze der verwerfenden Kantone stellte, die eidg. Volksabstimmung vom 25. Jan. 1918 über die *Einführung der direkten Bundessteuer*, die Ausserrhoden mit 5971 Ja gegen 3930 Nein annahm, während die ganze Schweiz verwarf, und die erfolgreiche Volksabstimmung vom 13. Mai 1917 über Art. 41 bis B.V., wonach der Bund befugt ist, *Stempelabgaben* zu erheben.

Noch interessanter ist, wie das *Innerrhoder Völklein* sich behalf gegenüber den *Ausserrhoder Zinsfuchsen* durch die Steuerverordnung vom 20. Hornung 1821, die 3 Promille Steuern dekretierte, mit der Bestimmung: »Diese Steuer soll von den Güterbesitzern bezahlt werden. Dagegen sollen sie das Recht haben, von jedem hundert gezedelten Brief auf dem

Gut bis auf den Schätzungswert die betreffende Steuer beim Zinserlegen abzuziehen.« Die Zedelbesitzer wurden somit an der *Quelle* erfasst. 1817 legte Innerrhoden auf jedes Haus ein jährlich mit 60 kr. verzinsbares Obligo von 25 fl. und stellte dieses allen mit den ersten und besten Rechten verschriebenen alten und neuen Zedeln voran. 1818 erhob der innerrhodische Fiskus eine Abgabe von 2,5 Promille von jedem Zedelbesitzer in und ausser dem Land. Auch später wurde die innerrhodische Staatssteuer nach dem Kataster erhoben, d. h. jedes immobile Besitztum amtlich geschätzt, von dem so erhaltenen Wert zwei Drittel besteuert und Pfandgläubigern der entsprechende Betrag vom Zins abgezogen.

War Innerrhoden damit im Prinzip etwa so schlecht beraten? Hören wir, was ein Kenner, Prof. Eugen Grossmann, über *die Kunst der Besteuerung* u. a. schreibt (Festschrift für Fleiner, 1937):

Die Zeit ist heute tatsächlich gekommen, die Frage aufzuwerfen, ob nicht das »Empfängerprinzip«, d. h. die Feststellung der Summe aller Einkünfte bei jedem einzelnen Steuerpflichtigen in einem mühseligen und kostspieligen Verfahren sich überlebt hat und ersetzt werden sollte durch das in England schon 1803 bzw. endgültig dann 1842 eingeführte »Quellenprinzip«, d. h. die Erfassung der Einkommen an leicht kontrollierbaren Stellen, also z. B. der Hypothekarzinsen beim Grundeigentümer, der Löhne und Besoldungen beim Arbeitgeber, der Obligationenzinsen und Dividenden bei den auszahlenden Gesellschaften usw.. Zweifellos wären bei diesem reibungsloseren und billigeren Verfahren wesentlich höhere Steuererträge zu erwarten.

Aber nicht nur das. Die Steuerlast wäre gerechter verteilt. Der ehrliche Steuerzahler hätte nicht wie heute das bedrückende Gefühl, für die Ausfälle, die durch das weite Gewissen anderer entstehen, aufkommen zu müssen.

Joseph Caillaux hat, als er im Jahre 1914 vor dem französischen Senate sein Einkommenssteuerprojekt vertrat, sehr treffend darauf hingewiesen, dass das »Quellenprinzip« auch noch den Vorteil habe, dass das Opfer dem Steuerzahler gar nicht so bewusst und fühlbar werde wie beim Empfängerprinzip.«

Und wieviel ist nun an der Einstellung gegenüber den Steuerbehörden »I teenke, Ehr seiid doo, omm das usizfönde? ¹⁾ Gemäss jenem Appenzeller, der beim Verlassen

¹⁾ Eingehende Details über diese Einstellung siehe O. Jaeggy, Die Steuern des Kts. App. A. Rh. seit 1890, Diss. Zürich, 1938.



des Gerichtssaales dem gewandten Advokaten auf die Achsel geklopft und gesagt haben soll: »Guet häsch gmacht! Ali Achtig! I ha efange selb bald globt, i hei alls vestüüret!«

Auch hier ist es wieder jene *originelle, hohe Achtung vor dem Einzelnen, Selbständigen, Freien: die bisher ganz selbstverständliche Auffassung des Appenzellers, dass der Staat ihm einen Steuervorschlag machen solle, mit dem er sich dann einverstanden erklärt oder nicht und diese ganze Freiwilligkeit aber doch wieder verbunden mit dem Gewissen, nämlich den hohen Vermächtnissen.*

In der »*Beratung*« der ausserrhodischen Steuergesetzvorlage 1939 drang freilich die *Selbsttaxation* durch, und im Geschäftsbericht 1937 über die Staatsverwaltung von Innerrhoden heisst es u. a. »... Auch im Interesse der Steuerehrlichkeit und Steuermoral muss dem *Einschätzungsverfahren* und der wenig populären Verfeinerung desselben vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden.«

Die ausserrhodischen Gemeinden kannten auch die *amtliche Inventarisierung* schon vor 1878, verbunden mit dem Recht, *Nachsteuern* zu erheben. Ferner wäre zu nennen das im Steuergesetz festgelegte Recht zur *Einsichtnahme* der Steuerpflichtigen in das Steuerregister und das Recht der Gemeinden zur Drucklegung und *Veröffentlichung* der Steuerregister.

Ein weiterer Beleg zugunsten des Willens, *es solle ehrlich versteuert werden*, ist in Ausserrhoden die *Erbschaftsbesteuerung der direkten Nachkommen*, wogegen aber Innerrhoden in Gesellschaft mit den vorwiegend katholischen Kantonen die Deszendenzbesteuerung noch nicht hat und in Gesellschaft mit St. Gallen, Thurgau, Grau-

bünden, Uri und Nidwalden auch die amtliche Inventarisation noch nicht.

Im Gegensatz zur ausserrhodischen Erbschaftssteuer trägt die innerrhodische ähnlich wie in Nidwalden, Freiburg und Neuenburg *mehr nur verkehrssteuerartigen Charakter*. Die Erbschaftssteuerbelastung beträgt z. B. für *Geschwister*, bei einem Erbanfall von 20,000 Fr.: in Ausserrhoden 1200 Fr., in Innerrhoden 400, von 500,000 Fr.: in Ausserrhoden 75,000 Franken, in Innerrhoden 10,000, für einen *Neffen*, bei einem Erbanfall von 20,000 Fr.: in Ausserrhoden 1800 Fr., in Innerrhoden 400, von 500,000 Fr.: in Ausserrhoden 112,500 Fr., in Innerrhoden 10,000. (Vgl. Rikli, Die Belastung durch Erbschaftssteuern in der Schweiz, Zeitschr. f. schweiz. Stat. u. Volksw., 1937.)

Als hingegen 1644 in Ausserrhoden ein Vorstoss versucht wurde in Form des Einzuges eines Zwanzigstels des Vermögens von solchen, die ohne Leibeserben starben, setzte es noch eine unruhige Landsgemeinde ab. Man sieht: die Appenzeller werden doch auch »besser«.

(19) *Und warum sollten wir diese ganze Abwehr (15 bis 18) nicht auch geschichtlich verstehen können?* Denken wir für einen Augenblick an die Lehren, durch die das Appenzellervolk ging. Eine solche Lehre begann, als die *Abtei Sankt Gallen*, einst verdient und beliebt, sich allmälig entwickelte zur

geistlichen Grundherrschaft

und zum kostspieligen Hofstaat, eine Lehre, für die das Appenzellerland sein unauslösbares Symbol hat, in der Gestalt jenes innerrhodischen Bäckerknaben, der oft am Schloss Schwende vorbeiging, um Molken zu holen auf der Alp.

Auf die Frage, was die Eltern machen, erhielt der Schlossherr die Antwort: »De Vatter backt vorggesses Brod, ond d'Muetter macht böös off böös!« Dieser Geistesgegenwart konnte der Schlossherr nicht folgen. Er begehrte Erläuterung und bekam sie. Der Vater verbacke das Mehl, das er noch nicht bezahlt habe und die Mutter flicke mit alten Lappen alte Kleider. Aber auch das verstand der Herr nicht. Er fragte warum und erhielt auch das Warum erklärt: »Eba dromm, dass d'öös 's Geld alls nehscht.«

Nun drohte der Edelmann, die Hunde gegen den Knaben anzu-setzen. Aber als der Knabe das zu Hause erzählte, wusste der Vater Rat: der Knabe nahm eine Katze mit im Milchfass, dieses mit dem Deckel nach unten tragend. »Nun, du Witznase, fragte der Edelmann, als der Knabe so gerüstet wieder vorbeicing, kannst du mir sagen, ob eine Elster mehr weisse oder schwarze Federn hat?« »Meh schwarz!« »Warum?« »Will halt de Tööfl meh mit de Zwingherre z-schaffid häd, als d'Engel!«

Die angehetzten Hunde sprangen richtig an dem Knaben vorbei, der Katze nach, die er mit einem Griff befreit hatte. Der Herr stellte darauf selbst dem Knaben nach und durchbohrte ihn mit einer Lanze, im Tobel, das heute noch den Namen Rachentobel trägt: hier schworen der Bäcker und die Bauern, sich zu rächen, *und sie hielten ihren Schwur.*

»Dass d'öös 's Geld alls nehscht!« Auch darüber gibt J. C. Zellweger und die Geschichtsforschung vor und nach ihm Auskunft. Die Abtei bezog jährlich

an aufgekauften kaiserlichen Rechten: 1. die Reichssteuer, 2. den Vogtschatz, 3. das Vogtrecht, 4. die Vogtlämmer, 5. die Vogtsteuer, 6. den Zoll an den Jahrmärkten zu Appenzell, 7. das Jagd- und Fischrecht, 8. das Tavernenrecht, 9. den Ehrschatz (Handänderungssteuer),

an Steuern, welche dem Abt als Landesherr zukamen: 10. das Lehen (hier im Sinne einer Handänderungsabgabe), 11. den Leibfall (auch wenn Leibeserben vorhanden waren, meist das beste Stück Vieh oder den Gegenwert an Geld), 12. die Erbschaft (starb ein Ehemann ohne Leibeserben, bezog der Abt zum Leibfall noch zwei Drittel des verbleibenden übrigen Gutes), 13. das Geläss (starb ein Vater, der nur Töchter hinterliess, nahm der Abt das schönste Kleid des Verstorbenen, und starb eine Mutter, die nur Söhne hinterliess, bezog er das schönste Kleid von dieser), 14. Gerichtsbussen (in einer heute unbekannten Höhe),

an Collaturrecht über Kirchen und Pfründen: 15. für den Messdienst, 16. für den Probst, 17. für den Kirchenmeier (207 Käse), 18. den Kirchenzehnten (288 Malter Hafer),

an Zinsen und Abgaben von Liegenschaften: Hundwil z. B. 1070 Käse, 12 Zieger, 6 Kühe und Bargeld; die Güter am Hirschberg: 52 Mass Wein. (J. C. Zellweger, Geschichte des appenzellischen Volkes, I. 208—213.)

Dazu die korrekte Frage: wie lange waren die Gegenleistungen des Abtes entsprechend? Eine nur mangelhaft gelöste Frage. Man darf annehmen, dass ein appenzellischer

Kunstmaler dieses Verhältnis nicht so schlecht trifft mit folgendem Sujet: in den letzten Jahren der Herrschaft des Krummstabes wurde auf einem Karren einer aus dem Appenzellerland zur Richtstätte geführt. Neben ihm sass der äbtische Geistliche, der ihn trösten musste. »Ein Herisauer lief auch hintendrein und fragte einige Male immer rechts und links schauend, mit anscheinender Einfalt: ,Wele-n-isch? Wele-n-isch?’«

Man bedenke dazu, dass der Abt seine Rechte auch nach den Appenzeller Freiheitskriegen weiter geltend machte und sogar von den Orten Zürich und Bern darin beschützt wurde. *Die Freiheit musste erkämpft und dann erst noch erarbeitet werden.* (Ueber die weitern Ablösungen vgl. App. Urkundenbuch.) Man überlege ferner, dass die Abhängigkeit und dazu noch die Hörigkeit in Form der Erbuntertänigkeit in unweiter Nachbarschaft die landwirtschaftliche Produktion Jahrhunderte länger, ja bis ins letzte Jahrhundert hinein beherrschte, in Frankreich bis 1789, in Preussen bis 1807, im nahen Oesterreich bis 1848, in Russland bis 1861, und dass auch heute die Wirtschaft reichlich belastet ist durch Preisdiktate, Zölle, Steuern usw.: *dann wird die geschilderte enorme Abwehr schon verständlicher. Man sieht die Lehre seit Jahrhunderten und fortwährend belegt, dass Arbeitseinsatz, Sparsamkeit, Lebensfreude unter der Unfreiheit gefährdet sind.*

Auch viele Verordnungen, z. B. die folgende von 1629 würden wir sonst bestimmt gar nicht verstehen, bei der sonstigen Liebe des Appenzellers zur Freizügigkeit und seiner Abneigung gegen Verbote:

»..., dass kein Acker, Wies, Weid, Alp, Waldung, Wein-, Baum- und Krautgarten, Haus, Scheune, Speicher, Schillinggeld und Gulden, was jährlich Zins und Nutzen bringt und Jahr und Tag Zins gewonnen hat, ausser das Land weder verkauft, versetzt, verpfändet noch vertauscht werden möge, bei Strafe der Ungültigkeit des Geschehenen und angemessener Busse.« Oder die komischen Notizen in den Protokollen im Landesarchiv von Appenzell A. Rh., wovon hier eine folgen möge: »Anno 1657 den 26. Juli am Grossen Rath zu Trogen. Baschli Höhener aus der Grub hat angehalten, da er ein gar geringes altes Häusli habe, ob er dörfe das Häusli gen Thal, ausserhalb das Land, verkaufen — ward erkennt, es soll ein jeder Landmann solches innerhalb 14 Tagen ziehen mögen und das um den zehenten Pfennig näher

als ein ausländischer. Wan aber die 14 Tag vorüber und es Niemand begehrt, soll er Gewalt haben, es wegzugeben nach Belieben.« *Abwehr gegen fremdes Herrentum?*

(20) Auch der versteht den Sinn der Abwehr noch nicht ganz, der übersieht, dass es zur Zeit, da in Europa keine Regierung verschont blieb vor selbstgefälligen Neigungen, etlichen Appenzeller Magistraten gerade auch nicht fehlte an

Herrenallüren.

Die tiefe Verbitterung des Ausserrhodervolkes spürt man etwa aus der Landsgemeinde von 1732, an der Landammann und Pannerherr Konrad Zellweger von Trogen, Statthalter Konrad Zellweger von Trogen, Seckelmeister Matthias Tobler von Tobel, Landeshauptmann Johannes Tobler von Rehetobel des Amtes entsetzt wurden, um zwei Jahre später »für jetzt und zu allen Zeiten des Regiments unfähig« erklärt zu werden.

Nicht genug, dass das selbstherrliche Regiment gewisse Tatsachen geliefert hatte zum *Kampf der »Harten« gegen die »Linden«*. Es antwortete auch noch mit ungeheuerlichen Bussen und Vermögenskonfiskationen. Und da bei der Rechnungsablegung an der Landsgemeinde die Verlesung der Entgüterten, um gutes altes Recht Kämpfenden, bei Freunden und Bekannten naturgemäß einen verbitternden Eindruck hinterliess, verstieg man sich noch zum Schlussakt: schaffte eigenmächtig den altherkömmlichen Brauch ab, wonach an jeder Landsgemeinde über des Landes Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung abgelegt wurde.

(Kein Wunder, dass es bei der Mobilisierung gegen die Franzosen auch bei den Appenzellern nicht mehr ganz restlos stimmte, und dass ein Appenzeller, der im Burghölzli Zürich jemanden fragte, was das eigentlich für ein auffallend grosses Haus sei, auf die Antwort, das sei ein Narrenhaus für die Bauern, rückantwortete: »Jää soo! Aseweg! Ebe-i hätt gglobt, es wäär z'chly för d'Herre!«)

Aber auch Innerrhoden zeigte im 18. Jahrhundert, im *Suterschen Prozess* 1784 autoritäre Neigungen, *trotz der demokratischen Institutionen*. 1828 bereitete die Innerrhoder Landsgemeinde der eigenmächtigen Richtung dann ein gründliches Ende: gerade der ganze Grosse Rat wurde gestürzt und ersetzt bis auf *drei Mann*. Der neu gewählte Rat hob die Ehrloserklärung des hingerichteten Landammanns Suter und seiner Anhänger auf und erhielt den Auftrag, eine neue Ver-

fassung auszuarbeiten, die 1829 von der Landsgemeinde mit grossem Mehr angenommen wurde.

In den Nachwehen jener Zeit, die nicht erhaben war über den Verdacht, die Rechte der Landsgemeinde zu schmälern, vermochte auch *die geringste Verletzung der Verfassung das Appenzellervolk geradezu in Wut zu bringen*. Ein Innerrhoder Landsgemeindebild, gekürzt wiedergegeben nach einem Aristokraten selbst:

»24. April 1825. Nach einer passenden Eröffnungsrede wurde vom regierenden Landammann relativiert über die Einnahmen und Ausgaben in den Landesrechnungen und dabei der Armleutenpfleger und Seckelmeister wegen guten Haushaltens sehr gerühmt. Dann folgte die Umfrage über die Richtigkeit der Rechnungen bei den Landesbeamten und Hauptleuten der Rhoden. Alle bezeugten ihren Beifall, bis die Reihe an den Kirchenpfleger Broger kam, welcher erklärte, er könne nicht alles bestätigen, was der Landammann gesagt habe, man sollte genauere Auskunft geben, dem Landmanne sagen, wie es sei usw.. Das leise Murren, das sich schon bei Beginn der Umfrage vernehmen liess, ging nun in Unruhe und lautes Geschrei über; vorzüglich erhoben sich in einer Ecke ob dem obern Stuhl Tumulte. »Jo jo«, hiess es, »ehr hend ägemächtig ghandlet, gad *euer Drei händ d'Sach gricht, ond die andere händ nünt davo gwösst; hüt wemmer Uskunft*«, und dabei guckten die Fäuste über den Köpfen und Hüten hervor. »Stöll, stöll, stöll!« ertönte es von vielen Seiten, lange aber umsonst; denn so oft der Landammann reden wollte, wurde er unterbrochen. Mehrere, die mit der Obrigkeit zufrieden waren, äusserten: »Wenn's Schölme sönd, so soll ma's säge!« ...

Appenzell Innerrhoden hatte nämlich bei der Verteilung des den ehemaligen Konstanzerischen Diözesan-Ständen gemeinsam zukommenden Fonds von 300,000 fl. auf 7180 Kommunikanten 8714 fl. 23 kr. erhalten, über deren Verwaltung nun genauere Auskunft verlangt wurde. Landammann Brüelmann wollte einiges darüber sagen und schlug vor, zur Untersuchung der Sache eine Kommission zu wählen. »Heut muss es ausgemacht sein!« war die Antwort, und da der Landammann weiter redete, vergass sich ein Bauer so weit, dass er bemerkte: »'s ist gad nüd wohr, was d'säst«, suchte dann aber die zu erwartenden Folgen seiner unbesonnenen Worte damit von sich abzuwälzen, dass er behauptete, er sei im Getöse nicht recht verstanden worden... Der Landammann wollte übergehen zu den Wahlen. Aber es tönte: »Das andere wollen wir zuerst!« ... Ein angesehener Mann, den der Landammann zur Ordnung wies, antwortete

ihm: »Ich gelte heute soviel als du, und du bist heute nicht mehr als ich; man muss es eben jetzt sagen.« ...

Es stellte sich dann heraus, dass die Landsgemeinde nicht zweifelte an der Richtigkeit der Rechnungen. Nur wünschte sie Einsicht in diese und war verletzt wegen der Geheimtuerei mit den Landesrechnungen, die nur ein engerer Ausschuss abgenommen hatte, aber nicht einmal dem Grossen Rat zur Einsicht mitgeteilt worden waren ... Die Landsgemeinde vom 27. April 1828 erob dann Broger zum regierenden Landammann ...«

»Ein Mailänder«, schrieb der Dichter Ritter de Boufflers, »kann für die Keuschheit seiner Donna nicht ängstlicher besorgt sein als diese Leute (die Appenzeller) für ihre Begriffe von Freiheit und Recht.«

So beginnt man zu begreifen, warum die Landsgemeinde ordentlich viel Bedächtigkeit und Vorsicht annahm: dass die Unfreiheit gerade auf »höherer« Gesellschaftsstufe immer wieder neu entstehen kann, zeigte den Appenzellern, wieviel es heisst, wenn die Nachkommen neben den Fortschritten, auf der übrigen Linie keine Rückfälle machen.

(21) Aber eine Ueberraschung: die Gouvernante, die dem Appenzellervolk entstand in Form der

Sittenmandate,

die von den Kirchenkanzeln herab verlesen wurden, und die zu Zeiten gesetzlichen Charakter annahmen, die Ausserrhoder etwa gar nicht verhätschelten, sondern sie reichlich unter der kalten Brause und bei der Hafersuppe hielten, *am Sparsinn, an der Strebsamkeit, am Industrieerfolg Anteil haben, daneben aber auch wahre Kontrastwirkungen erzielten, die heute noch nachleben in dem bekannten Zug gegen alle Polizeiinstitute.* Da viele den freieren Sinn nur von heute gesehen beurteilen, statt auch von *den Zuständen aus, die man vor gut hundert Jahren antraf*, dürfen wir uns nicht nehmen lassen, einen Augenblick zu verweilen bei folgenden Ausserrhoder Ratsprotokoll-Notizen:

»Den 23. Jan. 1747 sind vor die Haubtleuth kommen: Hanss Knöpfel, dieweilen er am neu Jahrs-Tag den Bischofzeller *Markt besucht* hat. Hans Ulrich Trüstli, dieweilen er ... (dito), ist zur Buss

in Armenseckel 1 fl. 30 Kr. und dem läuffer 4 Kr., wilss biss an der Ostern ablegen. Ulrich Thäler wegen Abendstobert ist zur Buss in Armenseckel 30 Kr....«

»3. April 1747 sin volgende Persohnen vor die Herren Haubt-leuth und Räth: erstlich Joseph Müller wegen unerlaubtem *Ausschenken*. Er gibt zur Antwort dass Er vermeindt, dass man aller Zeit habe dürfen Ein Monath vor und Monath nach der Kindbeht Ein Halbe geben. Ist dessentwegen 1 fl. in den Armenseckel verbüsst . . .«

»9. Oktober 1747 Isach Signer wegen *Unmass im Essen und Trinken* 2 fl. dito Barb. Engler am Tag der Hochzeit der Dorothea Zähneri 1 fl.«

»12. Oktober 1747 Chrispinus Hug weil er in seinem Haus *spielen lasse* und an Einem samstag mit 4 Knechten im Wald *gekegelt* habe (*vor Kleinen Roth gewissen*).«

»5. Dezember 1749 Sind Vogteyen Röth in der alten gemeindt Hundwil gewessen. wegen Müller und becken sollen am Mittwoch oder in der wochen Predig *in die Kirchen, wo nicht sollen sy 30 Kr. in Armenseckel gestraft sein . . .* Auch solle der Rodel gemacht werden, dass der wächter auff die forderseiten am vor- und nachmittag wachen.«

»7. Dezember 1749 von Johs. schmidt die weilen Ehr zu *spoht in die Kirchen kommen* 30 Kr. davon gibt mann demm Läuffer 4 Kr. . . .«

Der damalige Finanzhaushalt wurde denn fast ausschliesslich bestritten durch Bussen. So heisst es in einem der letzten Ausserrhoder Sittenmandate aus der Restaurationszeit, wiedergegeben im Appenzellischen Jahrbuch 1879, Seite 58, unter anderem:

»Wer den öffentlichen Gottesdienst und das *Heilige Abendmahl* beharrlich versäumt, soll ohne Ansehen der Person vor die Ehegaume zitirt und nach Befinden höheren Orts eingeleitet werden. *Die Schlafenden* in der Kirche sollen aufgeweckt werden. Das *Kutschen- und Schlittenfahren*, mit wenigen Ausnahmen für Fremde, Aerzte und in dringenden Notfällen, ist bei 5 fl. Strafe an Sonn- und Feiertagen verboten . . .«

(Hin und wieder schliefen offenbar sogar die Kirchenvorsteher. Denn als in Hundwil auf der Emporkirche wieder einmal einige Bu-ben miteinander schwatzten, rief der Pfarrer plötzlich so laut er konnte: »Die Buebe dei i de Poorchereche-n-obe söllid still see! Wenn i do onne luut predege ond ehr dei obe luut schwätzid, so

chönid jo die Herre Vorsteher dei onne nomme rüebig schlöfe-n-ond schnarche!«)

»... Ohne Erlaubnis der Vorgesetzten sollen in der Eltern oder andern Häusern, wo keine Wirtschaft ist, keine Hochzeitsmahl ge halten werden... Das *Trinken* des ledigen Volkes miteinander an den Sonntagen soll *ausser den 4 erlaubten Sonntagen* und das Trinken mit solchen, die nicht unserer Religion sind, sowie nach den Hochzeitsmahlen, verboten sein, bei der Buss von 3 fl. für den, der trinkt, und den, der giebt...

Alles *Spielen* um Geld, ohne Ausnahme, und alles Wetten soll unsren Landsleuten in und ausser dem Lande bei 2 fl. Strafe verboten sein, und solches nach Beschaffenheit höher und sogar *exemplarisch abgestraft*, und wer auf dem Seinigen spielen lässt, um 5 fl. gestraft werden.

Das *Tanzen* ist bloss an den Nachmittagen der Landsgemeinde und der Musterungen, und dann nur mit Vorwissen und Genehmigung und unter den gutfindenden Einschränkungen der Vorgesetzten erlaubt, aber nicht länger als bis 9 Uhr abends bei der Busse von 4 fl. für den Wirth und den Tänzer. Wer ausser diesen Tagen tanzt, soll um 5 fl., und wer dann auf dem Seinigen tanzen lässt, um 10 fl. gestraft werden.

Auch das Trinken und *der unerlaubte Umgang mit ausländischen Personen*, welche nicht unserer Religion sind, soll gänzlich und bei 5 fl. Strafe verboten sein, ebenso das Verkleiden am Neujahr, das Funkenmachen und zwar bei 2 fl. Strafe.

... *Die ledigen Töchter*, welche nach dem Bettglockenläuten mit Personen des männlichen Geschlechtes auf den Gassen herumziehen, sollen als solche, die Zucht und Ehre sträflicherweise vergessen, sammt ihren leichtsinnigen Eltern den Ehegäumern zur Zurechtweisung angezeigt werden.

... *Eine ausländische Weibsperson*, die sich an einen Landmann verehelicht, muss 200 fl. erlegen. Es darf keine Ehe verkündet werden, es sei denn der Hochzeiter mit einer Bibel oder einem Neuen Testament und mit erforderlichem Ober- und Untergewehr versehen.

Jeder Pfarrer soll alle zwei Jahre mit einem Vorsteher die Hausbesuchung halten und nicht nur die Einwohner seiner Gemeinde aufzeichnen... sondern sich auch soviel wie möglich über die Religionskenntnisse, die Sitten und Aufführung ihrer Angehörigen erkundigen, und daher besonders ein wachsames Auge richten... auf Leute, die den öffentlichen Gottesdienst und das heilige Abendmahl beharrlich versäumen und sich den kirchlichen Ordnungen nicht unterziehen...

Jeder Geistliche, dem eine *Hochzeit* angezeigt wird, soll den Hochzeiter ernstlich fragen, ob er sich nicht mit früherem Beischlaf vergangen habe. Gesteht er denselben ein, so soll er am Mittwoch in seiner Gemeinde und zwar ohne hochzeitlichen Zug und Mahl eingesegnet und um 4 fl. gebüsst werden. Leugnet er aber und lässt sich am Dienstag einsegnen und kommt der frühere Beischlaf an den Tag, so soll er 18 fl. erlegen müssen.»

Im gleichen Jahrbuch gibt der betr. Einsender zu diesem Landammann-Zellweger-Geist noch seine eigene Meinung. Er schreibt: »Bei der Scheu des Volkes vor Gesetzesrevisionen konnte die eigentliche Gesetzgebung nicht immer mit der Zeit schritthalten, und so gestalteten sich diese Sittenmandate immer mehr zum vermittelnden Element zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und den Bedürfnissen der Zeit, was ihnen so ziemlich einen gesetzlichen Charakter verlieh und die Ob rigkeit in eine gewisse gesetzgeberische Stellung versetzte.« Hört sich nett für *die heutigen Freunde der dringlichen Bundesbeschlüsse*: *wenn man einem lebenskräftigen Volk damals eine Bussen-Theokratie und heute eine Preis-Diktatur aufzwingen will, sagt man am einfachsten, das Volk könne mit der Zeit nicht schritthalten: also dringlich!*

Und eine Seite des Effektes der dringlichen Beschlüsse:

»Senné sönd's.	Nüd foppa lönd's,
Gi tanze gönd's,	Gern giftle tönd's.
Ond tanze tönd's	Aen z'Bode schlönd's.
Wie d'Bodehönd.	Nüd hä go wönd's
Guet zaure chönd's;	Bis usa mönd.
Denn sáb verstönd's.	Präzis so sönd's.«

(Altappenzellischer Spruch.)

Oder in etwas wirtschaftlicherer Sprache ausgedrückt: erst recht Abneigung vor Polizeiinstitutionen, erst recht der *Wille zur Macht über sich selbst* (III): *Gemeindeselbstverwaltung* (15), *kantonale Selbstverwaltung* (16), *Abwehr gegen alles Herrentum* (17) und *selbst noch in der Steuergesinnung* (18) *jene hohe Auffassung vom Einzelnen, Selbständigen, Freien!*

IV.

Und nun vergleiche man diesen Geist der ausserrhodischen Sittenmandate mit jenen bekannten Fragen:

Ist es wahr, gibt es zweierlei Appenzeller? Eine Ausserrhoder- und eine Innerrhoder-Wirtschaftsgesinnung? Wie soll man sich erklären, dass die einen industrieller sind, die andern kinderreicher? Die Ausserrhoder mehrheitlich den »Fortschritts«-Ideen zugetan und in den eidgenössischen Abstimmungen eher mit der Ständegruppe um Zürich und Bern marschierend, die Innerrhoder mehrheitlich den »Konservativen« ergeben und eher mit der Innerschweiz zusammen gehend? Warum treffen wir am einen Ort mehr Erwerbstrieb, Kapitalismus? (ein Auto auf 65 Personen), am andern Ort weniger Gefahren und Aufregungen, weniger Lebensgenüsse und Lebenszwecke? (ein Auto auf 217 Personen und den gleichen Unterschied in der Haltung aller andern typisch kapitalistischen Güter bis zum Telephonanschluss). Warum ging in Innerrhoden der Heimatschutz bisher immer vor den Bergaufzügen und den Luftseilbahnen? Warum war so vielen Innerrhodern die Zahl der sonst unter Wasser gesetzten Bauernheimwesen noch lieber als der bare und sofortige kapitalistische Gegenwert: das von St. Gallen kommende Lankseuprojekt? Warum halten es die Ausserrhoder mehr mit dem Wagen und Wissen ums Geld verdienen und die Innerrhoder mehr mit dem Wägen und Wissen ums Ruheverdienen? bei einem Minimum von Selbstmorden. Warum gehen sie als Brüder derart verschieden ein in die Ergebnisse der eidg. Krisensteuer? (Ausserrhoden mehr als viermal mehr abliefernd pro Kopf der Bevölkerung) und in die eidg. Geldskala? (A.Rh. 40 Rp. pro Kopf der Bevölkerung, I. Rh. 15 Rp.) Warum hat Innerrhoden einen grössern Prozentsatz an ungelernten Berufen¹⁾ und mehr der Armenpflege Anheimfallende, Aus-

¹⁾ Vergl. auch Carl Brüschweiler, Beruf und Konfession, 1938.

serrhoden im Verhältnis zur Bevölkerungszahl mehr berühmte Männer?

Warum sind die Außerrhoder am Kapitalbesitz und an den leitenden beruflichen Stellungen relativ stärker beteiligt als die Innerrhoder?

Die Frage wird noch umso interessanter, als *Ausserrhoden unter den Kantonen den höchsten Prozentsatz an Reformierten aufweist* (1860: 954 Promille, 1930: 874 Promille) und Innerrhoden den heute nächst Nidwalden, Obwalden und Wallis *höchsten Satz an Katholiken* (1860: 990 Promille, 1930: 955 Promille). Ueber die Jahrhunderte waren die Glaubensbekenntnisse geradezu hundertprozentig ausgeschieden infolge der Landestrennung und dem darauf folgenden Austausch der Gläubigen. Wer früher hierzulande eine Frau von der andern Konfession heiratete, verwirkte das Landrecht. Und die Frage wird nochmals spannender, als *Klima, gemeinsames Geschichtserlebnis, politische Verfassung und zum Teil auch Abstammung und ursprüngliche Berufsstruktur an beiden Orten gleich einwirkten*, nicht derart verschieden wie etwa in England einerseits und Spanien anderseits.

(22) Uebersetzen wir zunächst jenen ungemütlichen ausserrhodischen

Sittenmandats-Geist

in die moderne Geschäftssprache, würde er, was die wirtschaftliche Seite anbetrifft, etwa lauten: *Nütze den Tag! Weiche dem faulen Gerede und den Kneipen aus! Halte haus mit den gesundheitlichen Kräften! Meide den Luxus! Spare Geld! Sei nüchtern und stetig! Habe den Kopf beim Beruf, bei der Arbeit, beim Erfolg! ...*

Es ist sicher nicht gesagt, dass diese beinahe spröde Art der einzige Weg ist zum Erfolg. Aber wir verstehen, dass es einer der Wege ist, zum mindesten, dass von dieser Seite auch noch eine der Kräfte der ausserrhodischen Industrialisierung kam. *Geist, der anstelle der alten Gemütlichkeit damit anfing,*

die Weber sorgfältiger auszuwählen, sie abhängig machte, kontrollierte, die Qualität steigerte, mehr noch an die letzten Abnehmer heran ging, die Togener und Herisauer Kaufmannssöhne in die Welt hinausschickte, sich um den Kunden vielmehr bemühte, bei billigerem Preis den Umsatz steigerte ...

*Und führte diese vermehrte Spannkraft, diese nüchterne Selbstbesinnung, diese noch intensivere Leistung auf Kosten bequemeren Lebens, dieses gesteigerte Arbeiten und gesteigerte Sparen nicht ganz natürlich zur Kapitalbildung und die Kapitalbildung wiederum zur Industrialisierung, alles und samt der Gesinnung sich potenziert, derart, dass die Ausserrhoder zu den »Zinsfuchsen« der Innerrhoder wurden und aus den sechs Ausserrhoder Gemeinden, die es zur Zeit der Reformation gab, nacheinander 20 entstanden, während Innerrhoden bei der Zahl 6 verblieb. (Die Verselbständigung typischerweise auch nicht gestattet.) Noch 1835 kam Dr. Gabriel Rüsch (Gemälde der Schweiz) zum Schluss, das Privatvermögen von Ausserrhoden sei erfreulich; *es besitze viele Kapitalien in Innerrhoden, in den Kantonen St. Gallen, Thurgau, im Vorarlbergischen ...**

Gleichzeitig beginnen wir zu ahnen, warum das sonst so sehr an der Freiheit hangende Ausserrhodervolk sich gegen die Sittenmandate nur passiv, nicht aktiv wehrte: die Besten sahen hierin auch eine Grösse des Geistes, einen Erfolg.

Freilich, mancher Scharflippige, Glattrasierte kam, noch ehe es reiche amerikanische Männlein und ausgedörrte Rockefeller-Gesichter gab, gerade aus dem molligeren, etwas mehr romanisch inspirierten Innerrhodervölklein. Die grossen Industriellen-Geschlechter, die Zellweger, die Suter und die Sonderegger wenigstens zum Teil waren ursprünglich Innerrhoder. (Vgl. Koller & Signer, Appenz. Wappen- und Geschlechterbuch.) Doch eben: *die Fabrikanten nahmen sich der Reformation besonders an und liessen sich hernach fast alle in Ausserrhoden nieder.*

Drei Jahrhunderte später, 1858, kam der Ausserrhoder Dr. J. Zellweger, als Präsident der auf Vögelinsegg tagenden Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, in einem Referat zu Feststellungen, die dem sonst bei allem Witz doch irgendwie nüchtern, strebsamen, industriellen Ausserrhoder-

geist nicht mehr dasselbe Zeugnis ausstellten wie zu Anfang der Industrialisierung:

»Wie anders ist doch der Innerrhoder, der, wenn auch nicht gerade streng arbeitend, so heute noch das gleiche Leben führt, wie seine Voreltern vor Jahrhunderten, die Viehzucht treibt, keine sitzende Lebensart führt, sondern sich viel im Freien bewegt. Kräftig, stark, robust aussehend (soweit nicht von der mütterlichen Linie her via Stickrahmen doch etwas spitzer geworden; vgl. Hildebrand: Schattenseiten unserer Handstickerei in gesundheitlicher Hinsicht, Volksfreund, 1912: Nr. 148, 149 und 153; 1913: Nr. 1), Sommer und Winter fast gleich gekleidet, leidet er weniger unter den Unbilden unseres Klimas... als der Ausserrhoder, der mit der Fabrikation mehr Geld in die Hand bekommt, sich gütlicher tut, dem Luxus schon teilweise verfallen ist, mit einem Worte nicht mehr in dem Naturzustand lebt, wie es der Innerrhoder gewöhnt ist.«

Der Geist, der sich stösst am Luxus der Umgebung, tritt uns in ungezählten Ausserrhoder Biographien entgegen. Im Grund ist es ein fast bis zum Eigensinn gesteigerter Wille.

»Er hatte stets den Ruf, heisst es vom grossen Kaufmann und Wohltäter Arthur Schiess, beim Einkauf äusserst scharf zu sein... Die Fabrikanten konnten aber auch sicher sein, den abgemachten Preis zu erhalten. Streng gegen sich selbst, war er es auch in hohem Masse gegen die ihm Untergebenen. Wieviel Herz und Gemüt sich aber unter seinem barschen Wesen verbarg, das bewies die Verehrung, die er bei allen Arbeitnehmern genoss... Sein Privatleben: schlicht, vornehm und einfach, von lauterer Gesinnung, ein Feind jeglichen Scheins... Für Festbeiträge war er schlecht zu haben... Und: er stand auf dem Boden streng religiösen Empfindens. In seinen letzten Jahren besuchte er ab und zu die Gottesdienste der Methodisten-gemeinde in St. Gallen, ohne sich der Landeskirche zu entfremden.«

Treffen wir nicht die gleichen Züge samt den grossen öffentlichen Vermächtnissen so oft bei amerikanischen Milliardären? Denselben Zusammenhang sah Montesquieu, als er von den Engländern sagte, *sie hätten es »in drei wichtigen Dingen von allen Völkern der Welt am weitesten gebracht: in der Frömmigkeit, im Handel und in der Freiheit.«*

(23) Was ging den

Innerrhodern

zuwider an diesem Geist? Den Innerrhodern, die an gesundem Menschenverstand den Ausserrhodern sicher nicht unterlegen sind.

War es »die Ersetzung einer höchst bequemen, praktisch damals wenig fühlbaren, nur noch formalen Herrschaft durch eine im denkbar weitgehendsten Masse in alle Sphären des häuslichen und öffentlichen Lebens eindringende, unendlich lästige und ernst gemeinte Reglementierung der ganzen Lebensführung? — Man vergegenwärtige sich wieder jenes Sittenmandat! — Hingegen die katholische Kirche, — »die Ketzer strafend, doch den Sündern mild«, wie sie *früher noch mehr als heute* war, — ertragen in der Gegenwart auch Völker von durchaus moderner wirtschaftlicher Physiognomie, und ebenso ertrugen sie die reichsten, ökonomisch entwickeltsten Gebiete, welche um die Wende des 15. Jahrhunderts die Erde kannte. Die Herrschaft des Calvinismus, so wie sie im 16. Jahrhundert in Genf und Schottland, um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in grossen Teilen der Niederlande, im 17. Jahrhundert in Neuengland und zeitweise in England selbst — und fügen wir bei in Ausserrhoden — in Kraft stand, wäre (für viele) *die schlechthin unerträglichste Form der kirchlichen Kontrolle des Einzelnen*, die es geben könnte. Ganz ebenso wurde sie auch von breiten Schichten des alten Patriziertums der damaligen Zeit . . . empfunden.«¹⁾

»Nicht ein Zuviel, sondern ein Zuwenig von kirchlich-religiöser Beherrschung des Lebens war es ja, was gerade diejenigen Reformatoren, welche in den ökonomisch entwickeltsten Ländern entstanden, zu tadeln fanden.«¹⁾ »Vespergesang und Homilie bildeten den ganzen Gottesdienst. Für die Kinder gab es weder biblische Geschichte noch einen andern Unterricht, und den Erwachsenen waren Gebets- und Gesangbuch unbekannte Begriffe.«²⁾

Später dagegen schlich sich ausgerechnet noch in die Ausserrhoder Regenerations-Verfassung von 1834 und wiederkehrend in die Verfassung von 1858 sogar das eigentümliche Erfordernis, *dass die Stimmfähigkeit und damit auch die Wählbarkeit nur solchen Landleuten eigen sein solle, »die den Religionsunterricht erhalten haben«*, welche Einschränkung dann durch Art. 49 der Bundesverfassung von 1874 entkräftet wurde.

Oder war ebenso sehr seine heilige Majestät, *der Zufall*, mit einer längeren Kette daran beteiligt, dass die Innerrhoder einen andern Weg gingen? Besonders die *Persönlichkeiten*,

¹⁾ Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, 1934.

²⁾ Dr. Joh. Willi, Die Reformation im Lande Appenzell, 1924.

die zur Zeit der Reformation hüben und drüben Stellung bezogen? Pfarrer Joh. Kd. Büchler, Wald, nennt in seiner Arbeit »Die Reformation im Lande Appenzell« (App. Jahrbuch 1866) auch einen der wirtschaftlichen Zufälle, nämlich den zu jener Zeit *mächtigen Einfluss einiger Familien am damaligen Hauptort Appenzell*, »die, durch Söldnerdienste bei katholischen Fürsten bereichert, im Interesse dieser handelten und die kirchliche Freiheit (und die dem Reisläufertum feindlich gesinnte Reformation) durchaus nicht aufkommen zu lassen begehrten«.

»In der innern Rhode, wo alles nach Appenzell pfarrgenössig war, stieg der Kirchenrat zu einer Regierung Nr. 2 auf...«

Gleichzeitig traten die meisten appenzellischen Reformatoren in den äussern Gemeinden auf: Walter Klarer, der in Paris gebildete Ausserrhoder Reformator in Hundwil, Johannes Dörig, der die Reformation in Herisau und im Toggenburg durchführte, Jakob Schurtanner, der von Zwingli gelobte Pfarrer in Teufen, Pelagius Amstein in Trogen, der durch seine Feldpredigten an der Rheintaler Grenze die neue Lehre zugleich im obern Rheintal verbreitete, Matthias Kessler, Gais, Johannes Hess und Ulrich Urnäscher in Appenzell...

Was alles mitgespielt haben mag, die überwiegende Mehrheit des Appenzellervolkes trat gleich nach Zürich, zusammen mit Schaffhausen, ins Dreigespann der Vorkämpfer der Reformation. Und die Wirtschaftsgesinnung in Ausserrhoden wurde seitdem irgendwie doch anders beeinflusst als in Innerrhoden, wo die alte Kirche den Schwachen auffallend entgegenkommt. Oder was soll man denken etwa von folgender Innerrhoder Notitz, die Heim in den App. Jahrbüchern verewigte:

»Um den verderblichen Folgen des Erdrutsches auf der Neuenalp wirksam zu begegnen, beschlossen die Eggerstander, auf der Alp eine Kapelle zu errichten und jedes Jahr am 3. Mai einen Bittgang zu veranstalten. Die Kapelle wurde wirklich zu Ehren der Mutter Gottes erbaut und den 3. Oktober 1867 eingeweiht. *Seither steht der Berg still!*«

Da gehe es, ist daher die Meinung mancher spitziger Ausserrhoder, gerade »ohne Wirtschaftsgesinnung und Eidg. Technische Hochschule«! Und als es sich einmal darum handelte, ob die Erdbewegung in ihrer Reibung mit dem Aether sich verlangsame und die Weltkugel schliesslich in die Sonne stürze, meinte Sebadoni zu einem

Ausserrhoder: »*Chööd gad zo öös ine, m'r sönd dinne all e-so möndeschtes föfzg bis hondert Johr hönnedree. Näweli schwätzid au vo e paar hondert Johre! Ond me sääd, seu hejid nüd so Oorecht!*«

Es sei, äusserte ein grosser Innerrhoder selbst, den Ausserrhodern nicht übel zu nehmen, wenn sie auch bei andern Zauberkünsten nicht recht zu folgen vermögen. »Am 25. Juli beginnend, so berichtet der Innerrhoder Chronist im App. Jahrbuch 1920, Seite 178, wurde *eine neuntägige Andacht um gutes Wetter gehalten.*«

Jedenfalls erkennen wir hier einen Unterschied im Vergleich zu jener vorhin gesehenen, mehr am eigenen Menschen ansetzenden Religiosität grosser Ausserrhoder Industrieller.

Der um einen Grad südlichere, gefühlsmässigere, verglichen mit dem Ausserrhoder, ein klein wenig mehr phantasiebegabte Geist der Innerrhoder aber wirkte sich noch in einer andern Richtung aus.

So schreibt der Innerrhoder Dr. K. A. Neff in seiner bekannten Dissertation: »... das typische Bild, in der gleichen Stube kartenspielende Männer am Tisch... und stickende Frauen in der Stubenmitte... Nicht der Ertrag ist in Innerrhoden die Grundlage der Liegenschaftsbewertung, sondern die Veranschlagung und Kapitalisierung verschiedener und unbekannter Grössen, vor allem die stets schwankenden Erträge der Schweinezucht (der intensivsten in der Schweiz) und die Handstickerei. Man kann ja durchwegs in Innerrhoden das unpoetische Sprichwort hören: »D'Fraue ond d'Saue mönd s'Land erhalte«... Vielfach reicht das Einkommen aus der innerrhodischen Landwirtschaft nur zur Verzinsung der hohen Bodenpreise, sodass die Sorge für die lebensnotwendigen Bedürfnisse der Frau und den Kindern obliegt... Die grosse Liebe zur Heimat, die Abneigung der Innerrhoder gegen jede nicht landwirtschaftliche Beschäftigung haben stark übersetzte Liegenschaftspreise herauf beschworen, die stets zu einer Ueberzahlung der Grundrente führen, weil die subjektive Wertschätzung selten vorgenommen wird auf Grund des landwirtschaftlichen Ertrages.«

Dr. K. A. Neff selbst widmete seine Heimarbeitstudie typischerweise der Mutter. Diese ist es, die in Innerrhoden von den Söhnen in erster Linie verehrt wird. Die Innerrhoderin, inwendig und auswendig, ihr Industriefleiss und ihre schöne

Tracht ist auch das, was die Welt an Innerrhoden kennt. Sie hat es in der Handstickerei zu jener technischen Begabung und ihrer Vererbung gebracht, die an den Weltausstellungen schon einstimmig als die vollkommenste der Welt bezeichnet wurde. Sie dominiert in der innerrhodischen Industrie, mit der höchsten Quote heimarbeitender Frauen in der Schweiz, und warum sollte sie dadurch nicht beweglicher geworden sein als der Mann? Selbst wenn Männer sich zu Fabrikanten emporringen, wie oft danken sie es noch der Geschäftstüchtigkeit ihrer Frauen. »Frau«, sagt der Innerrhoder, wenn es um Buchhaltung und Briefwechsel geht, »mach's du, du chascht waul schriebe ond lese.«

Was wundert's, dass *im Innerrhodischen der Anteil des Gefühlslebens stärker ist, ganz gemäss der typischen Disposition der Frau, verglichen zum Mann mit seinem kälteren Verstand: also geht auch die vertrautere Kirche vor dem nüchternen Staat.* Von den grossen Vergabungen in Ausserrhoden in Gemeinden und Kanton ist in Innerrhoden mehr nur die Spur der Nachbarschaft: sonst führt das weicher schlagende Herz die Batzen der gemütvolleren Kirche zu, und diese verwendet das Geld weiter. Während der Geschäftsbericht 1934 über die Staatsverwaltung I. Rh. im Gegensatz zu A. Rh. einen Passivüberschuss des Staatsvermögens ausweist (251,000 Franken, Seite 60) und das Armenwesen des innern Landes mit 217,000 Fr. mehr Passiven abschliesst (S. 138), hat allein die Kirchenverwaltung St. Mauritius in der staatlichen Lade für 334,000 Fr. Zedel, Obligationen... deponiert (S. 41) bei einem Vermögensausweis (ohne Wert der Grundstücke und des Inventars) von 297,000 Fr. (S. 33). Während die der kantonalen Stipendienkommission unterstehenden Stiftungen zusammen sich auf 22,000 Fr. bescheiden (zuzüglich 1½ Freiplätze am Priesterseminar in Venegono, S. 39), weisen unter der Rubrik Kapellen und Bildstöcke die zehn erstgenannten der 43 ein Vermögen aus von 259,566.60 Fr., ohne den Wert der Grundstücke und des Inventars (S. 33). Dem gegenüber hat Ausserrhoden wohlbestellte Gemeinde- und Staatsfonds,¹⁾ besonders auch für Schulen und Stipendien, und die

1) Allein die kantonal-außerrhodischen Separatfonds (also ohne die der Gemeinden) betragen 20 Millionen. (1937)

Erbschaftssteuererträge machten 1930/33 pro Kopf der Bevölkerung $9\frac{1}{3}$ mal mehr aus als in Innerrhoden, das sich auch hierin richtet nach den päpstlichen Anschauungen über das Sondereigentum und Erbrecht, wie sie ausgedrückt sind in der *Encyclica Quadragesimo anno*.

In der Wirtschaft ist alles ein wenig gefühlsmässiger: daher auch die Abneigung gegenüber der Maschine (Handstickerei). Man fühlt die Ohnmacht des Menschen noch mehr und erwartet das Glück ein bisschen auf eine andere Weise, dürstet nach mehr Wärme, bezeichnend schon in der phantasievolleren Kirchenausstattung und im viel reicherem Zeremoniell. Man pflegt auch noch in der Industrie das »Ewig-Weibliche« und wendet sich wieder spekulativ an die Reichen und Schwerreichen der Welt, wagt sich bei denkbarsten Gefahren der Krisis vor zur denkbarsten qualitativen Luxusindustrie, wo wieder ganz die Gefühle den Preis bestimmen: schön bestickte Nastücher, duftig-zarte Bettwäsche, Damenhemden mit teuren Durchbrucharbeiten, herrliche Ausstattung fürs Heim . . ., Streben nach echt weiblicher Verfeinerung des Lebens, Mode um und um, Prachtliebe, Sinnenfreude, beheimatet im genussreichen Paris und innerhalb des eigenen Landes in den gediegenen Modegeschäften der Kurorte, in Sankt Moritz, Interlaken, Engelberg, Montreux, Brunnen, Ragaz, Arosa, Mürren, Wengen, Grindelwald, Tarasp, usw.. Allein in der Löwenstrasse Luzern machten 1928 78 Innerrhoder Handstickerinnen in bunter Tracht, bei der Arbeit, vor und in den Schaufenstern lebende Reklame. (Schön entlöhnt von den Verkaufshäusern.) Man hat reiche Amerikaner, Engländer zu Abnehmern, Kurgäste, die in die Schweiz zur Sommerfrische und Winterkur reisen und durch Kauf von Appenzeller Handembroidery, made in Switzerland, die Luxuseinfuhr-Zölle ihrer Heimatländer umgehen. Im übrigen vermeidet man die Zollplackereien *wieder echt weiblich* auch noch durch Briefeinlagen, 2,5 gr. Taschentücher im Wert von 60 Fr., 20 gr. Kissen im Wert von 120 Fr., die Postpakete nach U. S. A. unter 500 Fr. deklarierend, damit sie höheren Orts unregistriert bleiben, derart, dass kein männlicher Statistiker zu folgen vermag und die amtliche Statistik nur lächerlich geringe Werte für ausgeführte Handstickereien ermittelt.

Ja, die Innerrhoderin selbst entfernt sich wenigstens in dieser Richtung denkbar von jenem sonstigen Zug ins Karge: Handstickereien an der innerrhodischen Frauentracht, erst mit Höhl- und Kettenstich reich verzierte Käppchen zur Haube, dann vorn Einsätze aus schönster Plattstichstickerei, die Brusttücher mit Gold und Perlen bestickt, die Sache ständig noch verbessert und verschönert in gediegener, kostspieliger Ausführung, so dass unter Umständen einzig die Halspartie mit Kette auf hundert und mehr Franken zu stehen kommt.

Und bei all dem ist die Innerrhoderin fromm:

»... Neben dem Besuch der heiligen Messe, vor allem der Roratemessen, die schon morgens 6 Uhr in der Adventszeit gelesen werden und Tag für Tag die Kirche mit andächtigen Gläubigen zu füllen vermögen, äussert sich der gottgläubige Sinn des Innerrhoder Volkes in den verschiedensten Wallfahrten zu St. Sebastian in Brülisau, St. Martin in Schwende, St. Joseph in Eggerstanden und Schlatt, Maria Hilf in Haslen (hin und wieder), gegen Augenleiden ins Guggerloch und nicht zu vergessen zu dem idyllisch gelegenen Wallfahrtskapellchen im Ahorn, das gut zwei Wegstunden vom Dorfe entfernt ist. Da diese Wallfahrten vielfach an Werktagen unternommen werden, sorgen sie unbewusst für die Verkürzung der Arbeitszeit... Zudem lässt sich das Bringen und Holen der Stickereien bei den Fabrikanten und Ferggern, die meistens im Dorfe wohnen, gut mit dem Kirchenbesuch verbinden... Auf dem Wege von und zur Kirche wird die gesunde, würzige Appenzellerluft eingeatmet... Sonntags wird nicht gestickt. Die Kirche verbietet es...«

»Und schliesslich sei der stark ausgeprägte Totenkult erwähnt. Es ist eine der anziehendsten Erscheinungen im Innerrhoder Volksleben, wie man die Toten ehrt. Die Nachbarn, Verwandten und Bekannten finden sich ein im Hause, wo die Leiche aufgebahrt wird. Sie beten während zwei Tagen je einen Psalter — drei Rosenkränze — zum Seelentrost der Verblichenen. Dem Leichengeleite darf man nicht fern bleiben, wenn man Nachbar oder verwandt ist. Und mit wem ist man nicht verwandt?, in diesem ausgesprochenen ‚Inzucht-kanton‘, wo seit Jahrhunderten ins ‚Blut‘ geheiratet wird und man sich bis vor wenigen Jahrzehnten peinlich hütete, das Landrecht zu ‚vermannen‘.« (Soweit der Innerrhoder Dr. K. A. Neff.)

Was das Blut anbetrifft, hat Innerrhoden unter den Kantonen relativ auch den kleinsten Satz an unehelichen Geburten: 1911/20 nur 2,9 Prozent, gegenüber Schaffhausen mit 9,1 Prozent.

(24) Allein, wer auf einem Höhenweg in die sternenklare Nacht hinauswandert, die Milchstrasse über sich und das Appenzellerland vor sich, kann den Gedanken nur schwer fassen, dass die Sterne schon seit undenklichen Zeiten die Stelle verlassen haben, an der wir sie sehen: die Lichtbotschaft hat, obwohl sie in der Sekunde 300,000 Kilometer zurücklegt, uns ja noch nicht erreicht, und fast noch schwerer gewöhnen andere sich an den Gedanken, dass auch viele Appenzeller nicht an der Stelle stehen, wo sie wirklich »reformiert« oder »katholisch« sind. Und doch hat gerade diese Tatsache gesorgt für einen gewissen

Ausgleich

der Gesinnung und damit auch der Wirtschaft zwischen Ausserrhoden und Innerrhoden.

War etwa der folgende Fall wirklich die Gesinnung des Normal-Appenzellers?:

Für ein auf Leinwand gemaltes Bild des heiligen Antonius, das ein Urnäscher ehedem von den italienischen Feldzügen heimgebracht hatte und das zweihundert Jahre später »ganz verlöchert, vermodert und wertlos« war, bot man im Jahre 1602 in Appenzell umsonst die Alp Fluh, auf der 20 Kühe gesommert werden können.

Beim Bildschmuck, den man in den Appenzellerstuben still befragen kann, denkt man doch eher an jenen Konfirmanden, der von Pfarrer Oertli in Rehetobel im Religionsunterricht gefragt wurde, welches das höchste und grösste Gut sei, worauf er antwortete: »*Langeneggars off Gygere*«! In einer andern Stunde erhielt der Pfarrer auf die Frage nach einem Freudenpsalm von einem Viehknechtlein die Antwort: »Jetz wemm'r e betzeli loschi see, e Jöhrli nomme huuse.« »Nun, Jokeb! Was hascht du denn für eine Religion?« »*Viehzucht, Herr Pfarrer!*« — Und als ein Appenzeller einer streng katholischen Frau in St. Gallen Eier brachte und sie fragte, ob er reformiert sei oder katholisch, antwortete er: »I bi refemiert, aber d'Eier ond de Gügeler sönd katholisch.«¹⁾

So scheint auch bei den Appenzellern *die Wirtschaft immer noch und erst recht die elementarste Kultursphäre* zu

¹⁾ Dr. h. c. Alfred Tobler, *Der Appenzeller Witz*.

sein. Wird der Appenzellerbauer vom gütigen Pfarrer gefragt über den Grund des Kirchenfernbleibens, knüpft er einfach »unglaublich viel gültige und ungültige Gründe der Absenz an das liebe ‚Vech‘«. Und geradezu versinnbildlicht wird das Verhältnis durch jenen Lehrer, dem auf einem Friedhof ein schöner Grabstein gezeigt wurde, der einem andern Schulmann aus freiwilligen Beiträgen errichtet worden war. Als man ihm sagte, er bekomme dann auch einmal einen solchen Stein, antwortete er, es wäre ihm lieber, wenn sie die freiwilligen Beiträge statt zu einem Leichenstein, zu einem Zedelchen verwenden würden, das wäre noch schöner und besser und würde die Frau und die Kinder mehr freuen . . . , zugleich im Sinne: zu Lebzeiten mit einander sehr gut sein und dann auch im Todesfall beruhigt bleiben, ohne alle allfällige Trauer und verspätete Liebe.

Dekan Heim, aus dem ums Land sehr verdienten Gaiser Geschlecht, kam (auf Grund einer Umfrage bei den appenzellischen Pfarrern) zum Resultat, die appenzellische Männerwelt sei im ganzen rationalistisch und verhalte sich entsprechend kühl zur Kirche. Besonders ausgeprägt sei das »*Betonen der äusseren, bürgerlichen Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit*, der Abscheu vor recht auffallenden, groben Sünden, deren Zahl verhältnismässig noch immer eine geringe ist, daher die gemeine Rede: recht tun, Jedem das Seine geben, sei die Hauptsache, glauben könne Jeder, was er wolle«. (App. Jahrbuch 1873, Referat vor der Gemeinnützigen Gesellschaft, »Ueber das religiöse kirchliche Leben im Lande«.)

Als aber 1918 bei einem Pfarrwechsel in Hundwil der Steuergelder sparende Vorschlag auftauchte, die Kirchgemeinde Stein und Hundwil in dem Sinn wieder zu vereinigen, dass beide wie einst ihren gemeinsamen Pfarrer halten möchten, fand die Sache keinen Anklang.

Nämlich der Grossteil der Appenzeller Bauern- und Arbeiterwelt ist nicht gegen ein schönes Dorfgeläute, zumal die Glocken Jedem, ob Minister oder Taglöhner, gleich feierlich zu Grabe läuten. Man schätzt den Kirchenbau als Gemeineigentum, hält es nicht für einen schlechten Brauch, sich da zusammenzufinden am Sonntagvormittag zum Zweck innerlicher Einkehr. Aber der Mann schickt noch lieber die Frau

und bleibt selbst auf seiner Anhöhe, mit dem Wunsch, den Pestalozzi umschrieb, man möchte die Menschen nicht gleich den Sternen, sondern gleich den Menschen machen wollen. In der Appenzellersprache ausgedrückt: »I goh nüd i d'Cherche oss desse Grönde, wil i nüd gsieh, dass d'Lüüt, wo göhnd, imme Stock besser sönd als i.« — Einer, von der Frau daran gemahnt, auch wieder einmal in die Kirche zu gehen, und nachher gefragt, wie ihm jetzt der neue Pfarrer gefallen habe, antwortete, gut habe er es gemacht; »*dem taar me's rüebi überloo, do mueme nüd allpott gi noiluege.*«

Fügen wir dem nur noch bei das typische Appenzellerwort: »'s ischt glich en guete Tüüfl«, eine ungeahnt sich auswirkende Art des immer wieder Verzeihens, oder: »Er määnt's nüd schlecht«, will sagen, man müsse es immer wieder machen so gut es gehe, *eine auch für Wirtschaft, Gesellschaft, Staat viel ernstere und idealere Einsicht, als jene annehmen, die sich selbst gross sehen und die Umgebung klein.*

So kann nicht die Rede davon sein, dass Bewährung, Kreditwürdigkeit und Chancen, als Fabrikant, Bauer usw. aufzukommen, abhängig gemacht werden von der Kirchenzugehörigkeit, einer Baptistaufe oder Freimaurerprozedur. Als der allgemein beliebte Wirt zum St. Jakobsbad, namens Zimmermann, sich um das innerrhodische Landrecht bewarb, der Landweibel die Landsgemeinde in üblicher Weise fragte: »Wem's wohl gfällt, das de Zömmmermaa is Landrecht uffgnoh weerd, der . . .«, und nun doch einer in die Abstimmung rief: »Wa häd'r för e Konfessioo?«, wurde ihm von anderer Seite derart erbost erwidert: »En Zömmmermaa ischt'r! Häsch nüd gkööt!«, dass jener nur noch zu sagen wagte: »Soo — en Zömmmermaa — joo — denn häd d'Sach Oornig!«

Ebenso ausgleichend wirkte von jeher die Nachbarschaft, derart, dass der Kircheneinfluss viel eher verwischt ist als auf grössere Distanzen. Z. B. vom Bestreben der Reformierten nach industriellem Verdienst und Neutralität, an Stelle des Reislaufens, profitierte mit der Zeit das ganze Land, Innerrhoden schon gar bei der kleinen Entfernung von der Stadt St. Gallen und Ausserrhoden.

Ja sogar jener Mandats-Geist machte sich später auch in Innerrhoden bemerkbar und unter Umständen noch gesteigert. Oder warum

z. B. der Sturm gegen die Eröffnung eines Strandbades durch die Kuranstalt Weissbad AG., deren wirtschaftliche Interessen dann vom Bundesgericht geschützt wurden, worauf der bekannte Schalk im »Republikaner«, nach reiflicher Abwägung der Pro und Contra, doch auch noch fragte, ob denn Innerrhoden in Gefahr sei, wenn einmal einer durch ein Astloch in der Wand ein schönes Weiblein sehe?

Auch berichtet (1913) der innerrhodische Jahrbuchchronist Dr. Sutter: »Selbst die Landwirtschaft, die früher der primus im Staate war, begibt sich allmälig mehr und mehr unter die katholischen Fittiche und büsst so die frühere Freiheit, unbeschränkter Herr ihrer Scholle zu sein, zusehends ein. Der katholische Klerus instruiert den landwirtschaftlichen Verein, steht an der Spitze der Bauernvereine, bildet Jugendbunde usw.. Kurz, er ist das Alpha und Omega im innerrhodischen Staat.«

Gleichzeitig ist es aber auch hier der nachbarliche Verband, die eidgenössische Gesetzgebung, die moderne Einrichtung vom Versicherungswesen bis hinauf zum Eidg. Volkswirtschaftsdepartement, die der kirchlichen Tendenz zum Absoluten entgegentreten.

Ergebnis: Wohl ist es nicht alltäglich, dass Innerrhoden den Stadzürchern sozialdemokratische Stadträte liefert wie gegenwärtig. (Regierungsrat Wenk, dessen Vater, der Feinsticker, unlängst in Innerrhoden starb.) Jedenfalls besteht ob der Kirche eine bewundernswerte *Mannigfaltigkeit* im Appenzellischen, die einer, genannt »Schläpfesch Uerech« wie folgt zusammenfasste. Als seinerzeit von St. Gallen her die Telegraphenleitung über Teufen nach Appenzell erstellt wurde, fanden es einige (die es nicht bis zum Oberpostdirektor gebracht hatten wie der Wolfhaldener Heinrich Lutz) für auffallend, dass es zwei Drähte brauche, was jener folgendermassen erklärte: »Jo gwöss bruucht's zwee Tröht off Appenzell ine: änn, bis si's dinne merkid ond änn, bis me-n-es hosse globt.« Aber vor uns steht ein zunehmender Ausgleich, gleichviel wie weit er tragisch ist und wie weit erfreulich. *Wird also Ausserrhoden »konservativer«, verglichen zu einst, Innerrhoden »fortschrittlicher«? Rücken beide näher ans schweizerische Mittel?*

(25) In den 1850er Jahren stellte der Ausserrhoder Landammann Jakob Zellweger auch fest, in Ausserrhoden werde viel mehr getan für die

Volksbildung.

»Wir besitzen nämlich«, schreibt er zu dieser Zeit, »in unserem Landesteil, bei einer Bevölkerung von ca. 45,000 Seelen, 71 Primar- oder Alltagsschulen, 6 Real- oder Sekundarschulen, 2 Privatinstitute, 6 Armenschulen und eine Kantonsschule, während Innerrhoden an Primarschulen sehr arm und an andern Schulen ganz bar ist.«

Haben die Ausserrhoder somit auch hier noch eines der Arsenale, in denen sie das Rüstzeug holten zu jener wirtschaftlich grössern Beweglichkeit, zu jenem ausgeprägteren Rechen- und Geschäftsgeist?

Im reformierten Landesteil wurde das Lesen einmal schon deshalb gefördert, *damit die Leute die Bibel lesen konnten.*

Mit der Landesteilung ging aber auch die Leinwandindustrie in den innern Rhoden beinahe gänzlich ein. Sie verpflanzte sich in den protestantischen Teil, besonders nach Herisau und Trogen, und wer Fabrikant war oder zu diesem Ziel angeregt wurde, musste an sich weiter arbeiten und bekam Verständnis für den Wert der Schule. Für den Verkehr mit der weiten Welt brauchte es Korrespondenz, Sprachen...

Mit der Regeneration setzte überdies noch ein: die politische Idee. *Freiergesinnte erkannten in Schulen, ähnlich wie später in Sparkassen usw., einen der Wege, wie dem Einzelnen geholfen werden könnte.* Der Wahlspruch des Grütlivereins lautete ja: »*Durch Bildung zur Freiheit*«, und dieser Grütliverein nahm seinen Anfang bei Dr. h. c. Johannes Niederer und andern Ausserrhodern in Genf, die dort nach landsmännischem Brauch den Tag der heimatlichen Landsgemeinde feierten.

Zu Niederer, der rechten Hand Pestalozzis, gesellten sich Krüsi, Zuberbühler, dann Joh. Casp. Zellweger, Pfarrer Weishaupt, Dr. Tit. Tobler, Landammann Nagel und auffallend zahlreiche Ausserrhoder Schulmänner und Politiker der Folgezeit, derart dass hohe ausländische Besuche *erstaunt waren über die Bildungsbestrebungen hier.*

Dass demgegenüber *Innerrhoden* nach der schweizerischen Schulstatistik bis auf den heutigen Tag zu den Kantonen mit den kleinsten Schulausgaben gehört, ist aber noch nicht entscheidend für die Industrieintelligenz.

Einmal bedenke man, dass in Innerrhoden Gemeinde und Staat für die Schule relativ mehr tun als selbst in England, *weil in keinem Land der Welt mehr getan wird für die Schule, als in der Schweiz von Gemeinden, Kantonen und*

Bund geopfert wird. Oft wurden ja Ausgaben für die Volks- und Fortbildungsschulen beschlossen mit der Begründung, dass dem Referendumsbürger reichere Mittel der Bildung geboten werden müssen. Ohne Zweifel wurden dadurch im ganzen Land die Wirtschaftschancen gehoben, die sozialen Auffassungen einander nähergerückt, der Gang der wirtschaftlichen und politischen Geschäfte stetiger.

Nebenbei überlege man: wenn der Lehrer am einen Ort für 30 Franken monatlich anständig wohnt, am andern Ort 150 Fr. bezahlt, wenn es am einen Ort Monumental-Schulbauten braucht, mit Bodenpreisen von über 100 Fr. per qm und am andern Ort saubere Holzhäuschen es tun, mit Bodenpreisen von unter 1 Fr., und die Innerrhoder ihre Schulsachen ausnützen, gerade wie sie ihre Hosen sauber flicken und nochmals flicken, *und wenn das ganz ungleiche Sparen sich fortsetzt auf der ganzen Leiter, was besagen dann die Komastellen der Ausgaben pro Schüler über die Veredelung der Gesinnung?*

Es soll trotz des Sparens hin und wieder ein Innerrhoder den Fortschrittlichsten im Lande Tells eine schöne Tochter ausführen, ausgerechnet denen, die mit den Ausgaben für ihre Höhere Töchterschule weit und breit den Rekord schlagen. (Deren wohlgebildete Töchter übrigens zweifellos auch mit manchen offenen und geheimen Fäden am Aufschwung dieser Stadt beteiligt sind.) Als ein Lehrer einen Innerrhoder deswegen aufziehen wollte, indem er wähnte, die Frauen dieser Stadt seien viel gescheiter als die Appenzeller, antwortete der Innerrhoder gelassen: »*Ehr händs aber au nötig!*«

Hatte er so Unrecht? Eben manches Charakter-Erziehungsproblem stellt sich einfacher, wo die Menschen noch nicht zur Masse geworden sind, wo die Schüler in der Regel aus ländlichen Eigenheimen kommen und vertrauter sind mit Natur und Handarbeit. Es gab auch allzeit Innerrhoderinnen, *denen wohlerzogene Söhne und Töchter eine schönere Schmucksache sind als das pariserhafteste Luppenrouge. (Vgl. Natalität.) Sie gehen damit einem Lebensgedanken nach, der von keiner Zeit überholt werden kann.*

Auch das ist nicht das Wesentlichste, dass *in Ausserrhoden acht Volksschuljahre bestehen, in Innerrhoden sieben*, und dass Innerrhoden seine Spur in manchem andern heute noch nicht verwischen kann: man vergleiche mit den guten Realschulen in Ausserrhoden etwa fol-

gende Notiz im Geschäftsbericht ü. d. Staatsverw. I. Rh. im Jahr 1934, S. 51: »*Mädchenrealschule in Appenzell* ... Eine zweite Klasse gab es aus bekannten Gründen nicht. Es wird deswegen wohl nichts anderes übrig bleiben, als wenigstens den besten Schülerinnen den Besuch der Realschule schon nach der sechsten Klasse zu empfehlen und sie dafür für einen zweijährigen Realschulbesuch zu verpflichten.«

Was aber für die ungleiche Wirtschaftsgesinnung entscheidend ist, beginnen wir zu ahnen, wenn wir im Geschäftsbericht 1929 folgendes vernehmen:

»Mit der Führung (der Mädchenrealschule in Appenzell, die bis 1929 privat war) wird das *Frauenkloster St. Maria der Engel* betraut ... Der Staat trägt die Kosten.« Und über die männliche Ausbildung gibt der Geschäftsbericht 1934 u. a. folgenden Einblick: anstelle der kommunalen, religiös neutralen Realschulen und der Kantonsschule in Ausserrhoden besteht in Innerrhoden (von der Realschule Oberegg abgesehen) das staatlich unterstützte, private Institut »*Realschule und Gymnasium St. Anton*«. »Diese Anstalt konnte an Pfingsten 1933 das silberne Jubiläum des 25jährigen Bestandes feiern. Sie hat sich in der kurzen Spanne Zeit kräftig entwickelt ... Die Zahl der Studierenden belief sich 1933/34 auf 278. Den Unterricht erteilten 20 Lehrer, wovon 17 *H. H. Patres*.«

Aus dieser Personalunion versteht man die wirtschaftlichen Auswirkungen zweifellos noch besser: etwa jene Tatsache, dass die innerrhodische Kirche überall die reiche ist, dass *der Maßstab für die Frage nach dem Fortschritt hüben und drüben so verschieden ist und dass auch die Innerrhoder mit dem Ideal, das sie sich stellen, wirklich ernst machen*.

V.

(26) *Wie kommt es aber, dass in neuerer Zeit gerade der ehedem fast ganz katholische Kanton Solothurn einen auffallenden Industrieaufschwung erlebt und Ausserrhoden nicht nur einholte sondern überholte?, in wechselwirkender starker Vermehrung der Reformierten (1860: 138 Promille, 1930: 386 Promille).*

Nach Picot »Statistique de la Suisse«, 1819, folgten damals in der Bevölkerungszahl hinter Appenzell (beide Teile): Neuenburg, Basel, (Stadt und Land zusammen), Solothurn, Genf, Schwyz, Glarus, Schaffhausen . . .

Noch 1850 hatten die Städte Zürich, Bern und Luzern zusammen immer noch 227 Einwohner weniger als Ausserrhoden und Innerrhoden zusammen. Die Stadt Zürich zählte damals 17,040 Einwohner, die Stadt Bern 27,558, die Stadt Luzern 10,068, der Kanton Appenzell 54,893.

Was war 1850 für ein Datum? 3 Jahre, nachdem im August 1847 im ersten schweizerischen Bahnhof, dem jetzigen Hauptbahnhof Zürich, der Betrieb aufgenommen wurde, der damals im Prinzip aus 5 Weichen und einer Drehscheibe bestand. So präsentiert sich uns die Morgenröte einer ganz andern Zeit.

Appenzell ist keine vorgezeichnete Drehscheibe wie Zürich und kein naturgegebenes Eingangstor wie Basel. Appenzell liegt als ein Eiland von Hügeln abseits der grossen Verkehrsadern und ist ausgerechnet *der einzige Kanton, der keinen Meter Bundesbahnschienen zählt*.

Die »Mallepost« über den steilen Ruppen, die zur Aufgabe hatte, das Brieffelleisen zwischen Paris und Wien zu befördern, via St. Gallen-Trogen, war eine kurze Episode der appenzellischen Verkehrsgeschichte. Im Gotthard-Splügen-Wettbewerb unterlagen die eidgenössischen Randgebiete

Graubünden, St. Gallen, Appenzell. Der Pionier der *Rhein-Schiffbarmachung bis zum Bodensee*, der Appenzeller Ingenieur Dr. h. c. Peter, vermochte nicht durchzudringen.

Und ähnlich wie Appenzell erging es Neuenburg gegenüber der verkehrsüberlegenen Linie Biel-Grenchen-Solothurn-Olten-Aarau-Brugg-Baden-Zürich . . .: *die neueren Industrien, die Grossbetriebe, lagerten sich nicht auf die Jura- und Appenzellerhöhen, sondern in die Ebenen und Geleiseanschlussnetze der Hauptbahnen.* (Abgesehen von einigen grossen Ausrüstwerken und den übrigens schon 1834 und am noch verkehrsgünstigsten der appenzellischen Orte, in Herisau gegründeten Draht- und Gummiwerken.)

Während auch aus durchaus nicht grösseren Betriebsanfängen an günstigeren Standorten grosse Mühlen, Maschinenfabriken usw. entstanden, brannten dieselben Anfänge oben in den Schluchten ab oder gingen sonst ein. 1929, *inem Höhepunkt der schweizerischen Konjunktur, waren rund 50 Fabrikgebäude unbenutzt in Ausserrhoden.* (Erhebungen der Zentralstelle für Einführung neuer Industrien, St. Gallen.)

Schon die Talsohle von Glarus zählt viel weniger Heimarbeiter, dafür grössere Fabriken (1937 Glarus: 122 Fabrikbetriebe, 6426 Fabrikarbeiter, 20,683 PS, Ausserrhoden: 118, 3511, 5857, Innerrhoden: 12, 158, 555).

Was daher auffällt an hochgelegenen Industriegegenden, an Neuenburg, an Appenzell: so sehr die allgemeine Lage der alten Industrien ein Grund ist für das Verschwinden früher hochangesehener Export- und Fabrikationshäuser, *so merkwürdig ist das Ausbleiben neuer Etablissements*, verglichen zu den standortgünstigeren Kantonen. Die Bevölkerung wandert ab in jene andern Gegenden. Fähige Köpfe, junge Kräfte, Unternehmer, Kapitalisten (oder doch Kapitalien) ziehen weg in der Richtung St. Gallen-Zürich . . . und nicht nur samt Wohlstand und Kenntnissen, sondern auch samt Handelsbeziehungen und Gesellschaftsgeist. *Die bessere Verkehrslage lockt. Die bessere Verkehrslage droht:*

der schollengebundene Unternehmergeist ist in Gefahr.

Die Betriebszählung 1929 ergab für Ausserrhoden gegenüber 1905 eine Abnahme der in Gewerbebetrieben be-

schäftigten Personen um 13 Prozent, bei einer schweizerischen Steigerung von 30 Prozent! Unter den Kantonen hat Ausserrhoden den grössten Prozentsatz an ausserhalb des Heimatkantons (in der Schweiz) wohnhaften Kantonsbürgern, nämlich 538 Promille (1930), den zweithöchsten Innerrhoden mit 511 Promille (vergleichsweise Zürich 200 Promille).

Das sind deutliche Spuren von jenem appenzellischen »Hennenöhele«, jenem »'s will näbes gad nötz meh recht tue do«. In den letzten Jahrzehnten brachte auch oft eine einzige Weber- und Stickergemeinde mehr Bank- und andere Beamte hervor, als der ganze Kanton braucht, die sich folglich in andern Gebieten niederlassen und in der Fremde oft weiterkommen wie der unlängst verstorbene Ludwig Zuberbühler, Präsident der Nationalbank in Buenos Aires, der Argentinien vertrat am panamerikanischen Kongress 1916 und an der internationalen Finanzkonferenz 1920. *Vorher wäre ihr Ehrgeiz gewesen, ein tüchtiger Appenzeller Fabrikant zu werden und daneben die öffentlichen Ehren der Heimat zu durchlaufen.*

Aber werfen wir auf dieser Fahrt in die Tiefe noch einen Blick ins Vis-à-vis: für alle, die los wollen von der Gesellschaft, *zurück zur Natur*, rückt durch diesen Platz machenden Prozess das Paradies näher!

Wird dadurch Appenzell zu einer behaglichen Insel der Ruhe mitten in einer Welt und einer Zeit, die sich charakterisiert durch eine fortwährende und fast grenzenlose Steigerung des Lebens-, Arbeits- und Wirtschaftstempes? Wird das alternde Gebiet gerade zu einem allerjüngsten, nämlich für alle jene Touristen und Kurgäste, die Ruhe und Natur suchen? Bei stark steigender Frequenz seitens naher und rasch wachsender Bevölkerungszentren?

Oder hat es auch mit dieser Ueberlegung sein eigenes Bewenden, um mit Bernhard Shaw zu denken — der in seinem Buch »Back to Methuselah« die Frage des Längerlebens durch die »Verdichtung des Lebens« löst. — Und werden die Appenzeller darnach zwar nicht so alt wie etwa die Stadtzürcher, aber immerhin »ungefähr 600 und mehr Jahre alt«? *Weil doch auch sie in einem Monat soviel leben, sehen, hören, denken... wie die einstigen Höhlenbewohner vom Wildkirchli in einem Jahr?*

Die Appenzeller setzten alle Hebel in Bewegung, schon was die Verkehrsmittel selbst angeht: *nicht weniger als sieben Bahnen klettern aus der Tiefe in das Hochland hinauf*, von Altstätten, Rheineck, Rorschach, St. Gallen (drei), Gossau, und rechnet man die Säntisbahn (Teilstück) und die Säntisschwebebahn auch noch dazu, sind es neun Bahnen, ein Zeichen, dass es nicht fehlte an der Beweglichkeit der Gesinnung auf dieser Taste. Von der Höhenterrasse Heiden allein führen fünf verschiedene Postautolinien in die haldige Nachbarschaft.

So haben wir eine erste Korrektur anzubringen: die meisten der appenzellischen Dörfer sind eigentlich doch derart verbunden *mit der Stadt St. Gallen* und Tallinie, der internationalen *Schnellzugslinie München-Zürich*, dass sie zugeben müssen, in Bezug auf das Gesellschaftliche und die Industrie immer noch ungleich günstiger dazustehen als die Bewohner etwa gewisser Bündner-, Tessiner- und Walliser-Randgebiete.¹⁾

Der *Lokalpatriotismus* richtete sich zwar nicht so sehr wie etwa der amerikanische ausschliessliche Geschäftssinn nach dem maximalen Kapitalnutzen, nach dem geringsten Kostenaufwand je Produktionseinheit. Aber er wirkte über die Jahrzehnte gegen die Landflucht, gegen die Bevölkerungs-Zusammenballung und damit doch wieder ökonomisch: gegen die verteuerte Lebenshaltung, gegen den politischen Extremismus.

Man betrachte etwa das Steuerkapital, und man erkennt, dass dieser *Lokalpatriotismus eine wirksame Selbsthilfe war*: Bühler 28,174 Fr. *Vermögenssteuer-Kapital pro Steuerpflichtiger*, Gais 26,228, Teufen 23,894, Herisau 21,724, Speicher 17,346, Heiden 15,182, Trogen 14,919, Stein (nicht direkt an Bahn, aber nahe der Stadt St. Gallen, Postauto) 11,618, Walzenhausen 10,012, Hundwil 9934, Lutzenberg 9913, Waldstatt 9572, Wolfhalden 9554, Urnäsch 8318, Schwellbrunn 7521, Rehetobel 7275, Reute 6715, Schönengrund 6364, Wald 5877, Grub 5736. Diese Skala ist mit kleinen Abweichungen geradezu ein Barometer der verkehrspolitischen Verhältnisse. Innerhalb der 6 innerrhodischen Bezirke lieferte der Bezirk Appenzell 1937 allein 37,48 Prozent der Staatssteuererträge.

¹⁾ Vgl. Dr. Albert Koller, Geographische Grundlagen der Entvölkerung in den Alpen. Diss. Zürich, 1929.

Aber noch bewundernswerter setzte der appenzellische Kampf um den Verkehr ein mit den auffallenden Opfern für die *Strassen*. So sparsam die Altvordern auch hierin waren, und so steil ihre Hohlwege und Saumpfade an den Abhängen empor- und wieder in die Schluchten hinabstiegen, so »fortschrittlich« ist das heutige ausserrhodische Strassenwesen.

Als an einer Kirchhöri in Heiden es sich handelte um die Erstellung einer Landstrasse nach Rorschach und doch einer für Verwerfung sprach, weil Kapitalisten den erhöhten Steuern und der Gemeinde den Rücken kehren könnten, bekam er zu hören: »Wenn dere riche Manne weges ere Landstross fortzüchid oss dä Gmäänd, ond so isch nüd schaad, ond me wöör ehne im säbe Fall gad au no helfe züche.«

Kein Zweifel: die Appenzeller konnten bei ihrer sonstigen Sparsamkeit, dank dieses Verständnisses für den Verkehr, den industriellen Wettkampf länger und eher aushalten. Aber zum Schwitzen kamen sie offenbar dennoch. Oder woher röhrt es, dass in der eidg. Volksabstimmung vom 5. Mai 1935 über das Verkehrsteilungsgesetz die Ausserrhoder sich an die Spitze der verwerfenden Kantone stellten?, mit 8170 Nein gegen 1918 Ja, bei einer Stimmabstimmung von 76,7 Prozent (Schweiz 60 Prozent). Jedenfalls war es einer der Gründe. Heisst das ausserdem, und mit derselben Konsequenz gegenüber den eigenen Bahnen, u. a. Abneigung vor Staatseingriffen? Bekennen zum schienenlosen Auto? *Also wieder ein Morgenrot?*

(27) Parallel zur Verkehrsumwälzung aber erfolgte der Aufschwung der Städte, und mit diesem ist ein altes politisches Problem in ein neues Stadium getreten, das für die Appenzeller eine Rolle zu spielen begonnen hat:

die moderne, wirtschaftliche Vorherrschaft und finanzielle Uebermacht der Städte,

ihre Steuerkapital-Präponderanz, ihre konzentrierte Beherrschung der Verkehrs-, Handels-, Industrie-, Bank-, Versicherungs-Unternehmungen, Hochschulen usw..

Schon die *Seidenbeuteltuchweberei* beleuchtet schlaglichtartig die Wandlung gegenüber früher, wo nicht nur die Weber,

sondern auch *die Fabrikanten in den appenzellischen Dörfern zu wohnen pflegten*, eine Wandlung, die Folgen hat! Nicht einzig für die Steuerbilanz, sondern auch für das gesellschaftliche Leben und infolge der Distanzierung sogar auf die politische Einstellung.

Das *Versicherungswesen*, soweit nicht verstaatlicht, ist völlig in den Händen der Stadt, also sogar das zunächst vom Standort so unabhängige Versicherungswesen.

Derart ging die Initiative an jene Zentren über, dass 7 Zehntel der gesamten Prämieneinnahme der schweizerischen Privatversicherungen auf die Stadt Zürich entfallen. Die Zürcher Versicherungs-Gesellschaften verzeichneten schon 1926 zusammen eine Bilanzsumme von rund $1\frac{1}{4}$ Milliarden Schweizerfranken und eine Prämieneinnahme von 684 Millionen. »Diese Ziffern, schreibt Dr. Ch. Simon, Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft, bedeuten eine grosse wirtschaftliche Potenz und sind gleichzeitig ein Zeugnis dessen, was der Zürcher grosszügige Geschäfts- und Unternehmergeist vermag.«

In derselben Festschrift »Zürichs Volks- und Staatswirtschaft«, 1928, schreibt Dr. Adolf Jöhr, Direktor der Schweizerischen Kreditanstalt, über *die Banken*:

»Was nun Zürich seinen Vorrang im Bankwesen der Schweiz verschafft hat, steht auf einem besondern Blatt... Es ist der kaufmännische Sinn der Zürcher und ihrer nächsten Nachbarn, welcher seit Jahrhunderten das industrielle Hinterland geschaffen, es ist der geweckte und zugreifende Geist der Stadt, welcher sich aller aristokratischen Abkapselung abhold, in Handels- und Gewerbe-Unternehmungen gewagt, der ruhigen Kapitalanlage das aktive Unternehmer-Risiko vorgezogen hat, es ist, wenn man will, das Untraditionelle, das leicht Amerikanische im Wesen der Stadt, welches sie vorwärts getrieben hat, unbekümmert darum, ob überfein fühlende Aestheten dabei mitkommen oder nicht. Es ist der wahrhaft liberale Geist, der die lebendigen Wirtschaftskräfte des Landes wie ein Magnet an sich zieht und doch wieder ausstrahlen lässt über das Land und seine Grenzen hinaus.«

Wir sehen sofort: es ist eine unentwirrbare Kette von Wechselwirkungen. Bald schob die Gesinnung, und bald war sie die Geschobene. Wer will feststellen, in welchem Rang der Verkehr steht? Aber er steht in einem Rang und nicht im letzten.

Will man für diese, sich gegenseitig potenzierende Entwicklung noch *eine Zahl im Spiegel der Preisbildung*: während der Quadratmeter Boden an der Bahnhofstrasse Zürich schon bis auf 2000 Fr. stieg, wurde in der verkehrspolitisch besonders kämpfenden Gemeinde Wald App. 1930 »ein Wohnhaus mit zwei Wohnungen samt Stick- und Fädelmaschine um den Preis von eintausend Fr. versteigert, nachdem das Objekt vor 10 Jahren noch 10,000 Fr. gegolten hatte, bei einer Assekuranzsumme von 9000 Fr«. —

Viele der grossen, sehr dauerhaft und in feiner Ausführung erstellten Holzhäuser könnten nicht erbaut werden beim jetzigen Verdienst, zu den heutigen Holzpreisen und Arbeitslöhnen. Sie stammen oft aus jenen appenzellischen Glanzzeiten, da noch keine Maschinen den Preis der feinen Fabrikate drückten. Mancher, gewohnt an ausgedehnte Neubauten-Vorstädte, hat denn ein eigenartiges Gefühl beim Anblick dieser vielen, zwei, drei und mehr Jahrhunderte alten, *aber in ihrer Schönheit den Neubauten noch überlegenen Appenzellerhäuser*.

Es kommt noch hinzu *die geistige Präponderanz*. Eine einzige Stadt wiegt im Nationalrat eine ganze Serie von Landkantonen auf, gemässigt allerdings durch den Ständerat. Im Zeitungswesen haben »Neue Zürcher Zeitung« und »Tagesanzeiger« auf den ostschweizerischen Postbureaux an Position gewonnen. Und was wir zur näheren Betrachtung herausgreifen wollen: die Elite der studierten Berufe aller vier Fakultäten ist heute an ein faktisches Universitätsmonopol geknüpft und dieses an die Universitätsstädte.

Wohlhabende heiratende Töchter, manche angesehene Familie mit vielversprechenden Söhnen, tüchtige Geister aus allen Berufen zogen immer wieder weg aus dem Appenzellerland, nach Zürich usw., *weil dort das Studium der Söhne billiger komme und weil sie sich überhaupt angezogen fühlen vom gehobenen gesellschaftlichen Reiz eines Universitätsbereiches*.

Statistisch erfasst ist diese Erscheinung auf dem Gebiete der Pfarrerflucht. (1912: Appenzeller Anzeiger Nr. 89, ... 1928: App. Ztg. 275, 276, 278, App. Anzeiger 126, 139, 141, App. Landesztg. 94). Schon im App. Jahrbuch 1912 stellte der Jahreschronist fest, die Ursache der Pfarrerflucht liege wohl weniger in ökonomischen Gründen, schon eher darin, dass die Theologie bei den Ausserrhodern nicht zu den begehrtesten Wissenschaften gehöre, »während in früheren Zei-

ten Geistliche appenzellischer Herkunft in unserem Lande die überwiegende Mehrheit bildeten«.

Nun, seitdem die obligatorischen Studienzeiten immer länger werden, sind diejenigen, die in einem Universitätsbereich wohnen, eben tatsächlich die Privilegierten: sie können zu Hause wohnend, viel billiger und darum auch eher studieren. Die billigen Schüler-Bahnabonnements haben diesen Einzugskreis auch ziemlich erweitert. Dagegen sind unter den Appenzeller Landwirten relativ sehr wenig Ausserkantonsbürger und unter den Weibern geradezu gar keine.

Und noch etwas: der Bildungsgeist ist in seinem Kreis ein ungeahntes Spinnlein, züchtet Initianten aller Art, belebt durch Professoren, belebt durch Studierende, arbeitet dem gesamten Gewerbe in die Tasche durch den Konsum, hält wohlhabende Familien an sich und fördert den Lokalpatriotismus auf der ganzen Linie, nicht zuletzt auch noch auf dem Umweg, dass die Studierenden zu Kapitalisten, Unternehmern, Maschineningenieuren, Chemikern, Leitern, Architekten (bei E.T.H.), Aerzten, Advokaten, Journalisten usw. geworden, der ihnen einmal lieb gewordenen Gegend gern treu bleiben, selbst nicht mehr so entschlossen an den ländlichen Elternort zurückkehren oder während des holden Studiums ohnehin Bekanntschaften machen mit den noch viel holderen Töchtern und nun schon gar nicht mehr wegkommen von dem köstlichen Fleck Erde... Und sind nicht auch die zahlreichen inländischen und ausländischen Millionäre z. B. der Stadt Zürich und der Zürichseegegend zugeströmt, weil sie u. a. den gesellschaftlichen Zauber vorzogen?

(28) Aber ganz eingefangen ist das Appenzeller Bärchen noch nicht, und es wird gegenüber den andern ostschweizerischen Wappentieren und dem Zürcher Löwen aller Voraussicht nach nie die Rolle übernehmen, die Aesop in seiner Fabel schilderte:

Ein Löwe stellte sich als Jagdgehilfen einen Esel an, bedeckte ihn mit Gesträuch *und ermahnte ihn, die wilden Tiere zu erschrecken, die fliehenden werde er selbst empfangen.* Der Kleinohr, aus Leibeskräften ein grausames Gebrüll anhebend, machte, da seine Stimme hier ganz ungewohnt war, die Tiere ganz verwirrt und toll, so dass

sie in furchtbarem Schrecken ihrem Schleichweg entlang flohen, auf dem der Löwe passte. Als dieser vom Töten müde war, befahl er dem Esel, nun gänzlich stille zu sein. Der aber bildete sich nicht wenig ein und fragte, wie ihn seine Stimme dünke. »Ganz ausgezeichnet«, antwortete der Löwe, »ich selbst wäre in gleicher Angst geflohen, wenn ich nicht gewusst hätte, dass es ein Esel war.«

Will sagen: man wird nur imponieren durch das, was man tut, schon weniger durch das was man sagt. Und in der Tat:

das Völklein hilft sich selbst.

Wenn schon gewisse Mägde beim Gedanken Appenzell und St. Gallen die Vorstellung von ein paar Geissenbauern haben, hält man hier sehr darauf, das Gesellschaftsleben auch im leichter erreichbaren Kreis zu fördern. St. Gallen sei immerhin der viertvolkreichste Kanton und mit den beiden Appenzell und dem industriellen Vorderthurgau das drittvolkreichste Einzugsgebiet der Schweiz, und es sei kein Uebel, dass die Schweiz nicht nur einen Kreis um Bern oder Zürich herum besitze, sondern mehrere Kreise. (Diskussionen um die St. Galler Hochschule.) Oder ob am Ende Frankreich und der heutige Geist von Frankreich das Mustergültige sei, wo eine Zentrale alles ist und die Provinz soviel wie null? Auch im Interesse des Ganzen, der Schweiz, liege es nicht, dass sich der eine Pol übersteigere unter einer auch psychologisch bedingten Abwanderung am andern Ort.

»Würde der Zentralismus Selbstzweck, und liesse sich unser Volk in irgend einer Weise »unifizieren«, so müsste die Schweiz aus einer kulturellen Grossmacht, die sie ist, zu einem politischen Kleinstaat werden, dessen Stunde geschlagen hat.« (Konrad Falke.)

Die ausserhalb der Parteien stehende *Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft*, gegründet 1832, mit einem Mitgliederbestand von 737 (1937), umfassend alle ausserrhodischen Gemeinden und die innerrhodischen Bezirke Appenzell und Oberegg, hochverdiente Herausgeberin der Appenzellischen Jahrbücher, ist ebenso an erster Stelle zu nennen. Ihre leitenden Männer besorgten fortgesetzt eine grosse Aufgabe.

Auch die *Lesegesellschaften* sind typisch für die appenzellische Selbsthilfe im Gesellschaftlichen. Sie besprechen u. a. die Gesetzesvorlagen, noch bevor der Entwurf den Kantons-

rat endgültig verlässt (in der sog. Volksdiskussion) und dann in der Landsgemeindediskussion. Das hat die Teilnahme am öffentlichen Leben noch mehr gesteigert. *Die Stimmbeteiligung der Appenzeller gehört trotz der Einzelsiedelung zu den höchsten in der Schweiz. Da und dort nehmen die Lesegesellschaften und das Vortragsleben sogar eine ähnliche Rolle ein wie die Volkshochschulbewegung für die Bauern in Dänemark.*

Der auffallende Elan für das Kurwesen, das vorzügliche Strassennetz, der neuliche Bau der Säntis-Schwebebahn und der zahlreichen Strandbäder, die Werbung auch noch durch Appenzellervereine auswärts, *sind ein weiterer bezeichnender Akt der Selbsthilfe.*

Die Ausserrhoder *Steuergesetz*-Vorlagen 1921 und 1939 sind eine eindeutige Demonstration *des Willens, neue Industrien, Kapitalien, Rentner... heranzuziehen, d. h. einige aus der Hand gegliettene Schlüssel zur Macht über sich selbst wieder in Besitz zu nehmen*, einsehend, dass es nicht nur eine Landschaftspropaganda gibt, sondern auch eine Propaganda der Steuersätze, und dass einige wohlgemeinte Gegner doch allzusehr an jenen Richter mahnen, der bei einer der letzten Hinrichtungen im Kanton Appenzell, als die Auswahl des Scharfrichters zur Diskussion stand, meinte: »*I för mi wött de Bettema*«, der beim Köpfen besonders gut traf.

Dass die Vorlage von 1939 keine Gnade finde, war allerdings vorauszusagen, nachdem die vom armen Mann aus gesehen gerechtere Steuergesetzvorlage von 1921 verworfen worden war.

Der Beitritt zum *interkantonalen Lotterie-Konkordat* wurde an der Ausserrhoder Landsgemeinde 1938 nur schwach verworfen, bei aller Abneigung gegen das Einreissen der *Lotteriepest, ein Jahr später angenommen, und in Innerrhoden* ist er ebenfalls vollzogen (Grossratsbeschluss 2. Dez. 1937), *um am Ertrag der zum Kanton hinausfliessenden Gelder nicht leer auszugehen.*

Ganz ebenso gehören hierher die Bestrebungen nach Verstaatlichung des *Versicherungswesens*: die *Mobiliarversicherungsvorlage* der Ausserrhoder Landsgemeinde 1938 war in erster Linie ein wirksamer und dem kantonalen Fiskus erst noch 50,000 Fr. eintragender Protest gegen die zu hohen und nach auswärts fliessenden Versicherungsprämien. Die Vor-

lage wurde zum wiederholten Mal verworfen, weil ein anderer Gesinnungszug stärker war: die Hochschätzung des freien Wettbewerbs und die Vorsicht vor dem Risiko bei Fabriken.

Dass die Versicherungsgesellschaft dabei gerade auch noch an den Fiskus selbst herantrat mit einem Lockvogel von 50,000 Fr. Bargeld für den Verwerfungsfall, bestätigt, dass hier eine jener *Haupt- und Staatsaktionen vorlag, bei denen es sich lohnt einzugreifen.*

Als 1874 der App. Volksverein im Auftrag von 43 Sektionen aus 18 Gemeinden, unterstützt vom Kurzenberger Handwerkerverein, an den Kantonsrat petitionierte, eine *Kantonalbank* zu gründen, da war der erste unter den angeführten Gründen, es sei besser, die Einnahmen aus dem appenzellischen Geldverkehr dem Landesseckel zuzuführen als den st. gallischen Banken. Und die Kantonalbank wurde angenommen und hat hervorragenden Anteil an der raschen Konsolidierung der kantonalen Finanzen nach dem Weltkrieg. (1930 Ablieferung 348,600 Fr.)

Die *Kantonsschule*, das »kostspielige Institut«, wie sie auch schon hiess, wäre bei dem Sparsinn der Landsgemeinde im Ausserrhoder Finanzhaushalt kaum mehr und mehr durchgedrungen ohne *den ganz energischen Widerwillen, allen modernen Verdienst der Stadt zuzuhalten und die eigenen Dörfer zum blossen industriellen Handlanger und bäuerlichen Knecht herabsinken zu lassen.*

Dem Appenzellerland sei, wird weiter geltend gemacht, *auch nicht gedient mit Söhnen, die dem Ländlichen verloren gehen*, und keine Zeit präge sich dem Menschen mehr ein und sei fruchtbarer als die der Maturität: hier solle dem Studierenden etwas Appenzellisches mit auf den Lebensweg gegeben werden, nahe genug des Heimatlichen, nahe genug der wirtschaftlichen Wirklichkeit, auch mitten im Wiesengrün, frisch neben der Quelle und dem Quellwasser-Schwimmbad . . .

Es sei sogar für Söhne aus andern Kantonen eine geistige und körperliche Wohltat, statt das Logis in der Stadt zu beziehen, ihre Gymnasiastenzeit auf den Appenzeller Höhen zu verbringen, mitten in der Umgebung eines einfachen unverwöhnten Volkes, nächst der Gábris-Sennhütten, und tatsächlich geniesst Trogen einen Ruf über die Kantonsgrenzen hinaus, was auch den Pensionaten und dem Ganzen zugute kommt. (1937 zusammen nahezu 400 Schüler.)

Man entdeckte ferner, dass die Togener Professoren der engern Heimat auch einen recht wertvollen Dienst erweisen durch interessante Forschungen, Vorträge und Schriften für das Appenzellerland (vgl. die Jahrgänge der Appenzellischen Jahrbücher), *dass sie beitragen zur gesellschaftlichen Belebung, gemeinnützige Bestrebungen fördern und das Echtappenzellische stilreiner erhalten.*

Die appenzellische *Gewerbe-Ausstellung* 1937 in Teufen, eine viel bewunderte Heimatschau in mehr als 9 grossen Hallen, war gleichfalls ein Akt der *Selbsthilfe-Propagierung in jeder Form und durch jedermann*. Z. B. die Appenzellerstube, die hier die Bräute empfing, war derart innerlich packend, so wohltuend, appenzellisch, echt, dass sich alle freuten.

Allerdings denkt das Gastgewerbe eher noch zu wenig daran, dass ein initiativer, gediegener *Heimatschutz* ihre Sache besonders wäre. Ueberlegtes, überlegenes Gebaren liegt sicher nicht darin, in Prospekten pomhaft aufzutischen, sondern darin, schöne Art, wohlende Erdenwinkel, packende Partien zu schaffen, den Kurgast durch Wirklichkeit derart zu beeindrucken, *dass es ihn dahin immer wieder zieht*. Will man das Dauernde, ist es nicht gleichgültig, *ob etwas Bodenständiges, Währschaftes geboten wird und ob das sehr Reinicke, Spielende, Aufgeräumte erhalten oder noch gesteigert wird*. (Vgl. Dr. Otto Tobler, 27 Jahre Arbeit und Erfolg im Dienste des Heimatschutzes in App. A. Rh., 1938. Salomon Schlatter, *Die Schönheiten des Appenzellerhauses*.)

Eine wichtige Selbsthilfe entdeckte man überhaupt darin, *den Boden der Gesinnung zu reinigen von fremdem Geist*, nicht einfach weil er fremd, sondern dann, wenn er schlecht ist, *schon in der Volksschule*. Ohne den Kontakt mit dem wirklichen Leben und Geldverdienen und ohne das Leben lassen der wirklichen, greifbaren engern Heimat sei auch die viele Pädagogik dem Appenzellervolk ein fremder, liebloser Schulgeist. Umso bemerkenswerter ist das Lebenswerk von Herrn Christian Bruderer, der in Ausserrhoden ein für andere Kantone vorbildliches kantonales Berufsberatungswesen schuf.

Wenn wir uns auch vergegenwärtigen, wie sehr z. B. die Amerikaner *den hohen Wert jedermann zugänglicher Bibliotheken* ehren und wieviel sie dafür tun, wird ferner die Frage interessant: Was ist hier vorhanden? Was wird hier

gelesen? *Die Kantonsbibliothek in Trogen kommt heute einer wirklichen Landesbibliothek gleich*, und bei einer Nachfrage auf den Gemeindebibliotheken entdeckt man unterm Appenzellervolk noch im Zeitalter des Sports einige nicht weniger wertvolle Menschen, die sich, um den Anspruch eines amerikanischen Staatspräsidenten zu ehren: *zum Erfolg durchlesen*.

Einmal klagte eine nicht ganz restlos befriedigte Appenzellerin ihrem Mann sogar: »I wett, i wäär e Buech, so hettischt mi viel lieber«, worauf er antwortete: »'s müsst aber en Kalender see, das i all Johr en neue überchiem.«

Noch grösser ist gewiss die Zahl derer, die, wenn der Fünfliber nicht ausreicht, bekanntlich lieber nichts essen, als auf die Musik und das Tanzen verzichten, und es ist nicht ausgeschlossen, dass die vielen Ländlerrunden gerade auch noch mithalfen an der appenzellischen Beweglichkeit. Ein markanter Seidenfabrikant von jenem alten Sittenmandats- und Industriegeist äusserte aber, ja, die Seidenweber von Heiden, Wolfhalden, Walzenhausen... seien »halt zu gesellig«, für den einen der Musikverein, für den andern der Männerchor, für den dritten der Turnverein, für den vierten der Schützenverein usw., da brauche es Geld an den Abend-anlässen...

Nun, es gibt in der Welt Landstreifen, wo das andere »Ideal« verwirklicht ist. Ein amerikanischer Soziologe (E. A. Ross) kommt ob der dortigen *Landflucht* unschwer zur Folgerung, man solle *die geselligen Möglichkeiten für das geistes-darbende Landvolk gerade nicht vermindern, sondern vermehren*. Wir sehen, einmal mehr wird eine einfache Frage kompliziert: zur Selbsthilfe gehört auch noch die Geselligkeit und zur Geselligkeit ganz natürlich jenes musikalische, sangsfrohe, von innen heraus schwingende Leben, zumal ja der Zweck der Wirtschaft selbst nicht nur ist, nicht zu huntern, sondern auch geistig nicht zu darben.

Rückblick (V): Während die verkehrsüberlegenen Gegend in den letzten Jahrzehnten einen noch nie gesehenen Aufschwung erleben (26) und einige Städte zu ungeahnter wirtschaftlicher Vorherrschaft und politischer Uebermacht gelangen (27), nimmt die Bevölkerung der beiden Appenzell ab wie kaum je. Das Völklein aber hilft sich selbst (28).

VI.

Und nun unser letztes und appenzellisch intimstes Problem.

Ehrlich überzeugte Revolutionäre links, Revolutionäre rechts haben bis auf den heutigen Tag immer wieder festgestellt, dass in ihrer Berechnung etwas Entscheidendes einfach nicht stimmt, dass der Appenzeller auch hier wieder ein anregendes, fragendes und verweilendes Jo! Joo? Jooo — hat, dass man unter den Gemeinde-, Kantons- und Regierungsräten umsonst nach Extremen sucht und dass das Appenzellervolk als Ganzes ähnlich denkt wie jene alte Appenzellerin, die zu Dr. med. Niederer in Rehetobel kam und von ihm gefragt wurde, ob sie meine, sie sei das Flicken noch wert, worauf sie antwortete: »Joheijo, no waul Herr Tokter.«

Einsichtige Persönlichkeiten da und dort in der Schweiz haben sich auch immer wieder gewundert, dass nicht mehr Klagen laut wurden im Appenzellervolk, das doch besonders stark mitgenommen wurde von den strukturellen Wandlungen der schweizerischen Industrie, das die Konjunktur 1915—20, 1925—30 zum Grossteil nicht mitmachte und dennoch 1918 und 1933 den Gegensatz und Hass lange nicht so scharf erlebte.

Woher noch kommt diese ideale innere Natur? Woher dieses Ausharren ohne viel Klage, auch wenn der gegenwärtige Tag und auch der morgige nicht der ihrige ist?

Woher die eigentümliche appenzellische Wirtschaftszähigkeit?,

die auch nicht erst seit gestern festgestellt ist und die eines der Fensterchen bildet zur ebenso bekannten appenzellischen Heiterkeit.



Phot. Schildknecht.

Eine Appenzeller «Hemet», ein Privatwäldli und ein emsiges, sparsames Weiblein... (S. 120). Wie ist diese kaum mehr zu übertreffende Schlichtheit in ihrer Sauberkeit so ergreifend schön.



Phot. Mettler.

Sandte man den Blick ins Einzelne, strahlte einem etwas ungemein Lebenswürdiges entgegen: es war die ernste und ideale innere Natur eines Volkes,

1933. Berlin. (S. 121.)

Wie eindrücklich ist der alte Mann, der die Hand zum Schwur erhebt, wie rührend die ganze Stimmung!



Phot. Hausmann.

Typische Einzelhofsiedlungen (S. 43 u. 121). Zugleich die Gegend, die durch das (verworfene) Lankseuprojekt unter Wasser gesetzt worden wäre (S. 88) und die der Amerikaner Taylor vor sich sah, als er vom Appenzellerland schrieb, es gebe kein grüneres Land auf Erden, die ganze Gegend habe eine Weichheit und einen Farbenglanz, wie er das noch nirgends in der Welt gesehen habe.

(S. 139, Einflüsse der Landschaft auf die Gesinnung.)

(29) »Es ist«, äusserte Landammann Gustav Altherr, »der Einfachheit, der Bescheidenheit und der Liebe der Appenzeller zum Land zu verdanken, dass es nicht zur Katastrophe kam«, und das ist eine wirkliche Feststellung. Denn auf Grund einer Nominallohn-Statistik, und wären es 20 Seiten, könnten wir uns die Zufriedenheit nicht erklären, auch nicht vor dem Weltkrieg.¹⁾ Angehörige aller Parteien haben vielmehr öfters gestaunt, wie viele Appenzeller »es machen können«.

Aber der Arbeiter ist hier mit einem Bein eben auf der Scholle verblieben. Er machte die Zusammenhäufung in Grosstädte nicht mit. Er blieb grossenteils sogar auf der Einzelsiedelung, naturverwachsen; so liebt er auch das Natürliche.

Und wenn nun ein Seidenbeuteltuchweber für eine anständige Dreizimmerwohnung 30 Franken bezahlt, ein verwöhnter Arbeiter in der Grosstadt dagegen das Vierfache (allerdings nicht in einem Holzhaus, sondern in einer Stein-kaserne und mit Zentralheizung, aber die erste Wohnung mit Gemüsegarten, Nebenräumlichkeiten, in freier gesunder Lage), dann erkennen wir bereits hier schon, *dass die wirtschaftliche Lage des Arbeiters in der Grosstadt noch nicht in allen Fällen soviel erträglicher ist, zumal nicht heimatlicher, wenn er fast jedes Jahr die teure Wohnung wechselt.*

Die Tatsache auch, dass es in den appenzellischen Gemeinden selbst in den Zeiten der stärksten industriellen Beanspruchung auf eine Familie nicht weniger als durchschnittlich vier Wohnräume traf (ohne eigentliche Arbeitsstätte, d. h. Webkeller oder Sticklokal), fängt an zu spielen bei einer Gegenüberstellung zu jener altstädtischen, zumal slavischen Perspektive: »Es ist nicht schön und auch nicht sittlich, wenn im gleichen Zimmer und oft genug und gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet wird.«

1930 traf es in Ausserrhoden auf 3,3 Einwohner ein Wohnhaus. Das ist eine Hausziffer (Volkszahl: Wohnhäuserzahl), die nicht so bald von einer Gegend in Europa übertroffen wird im Sinne der Eigenständigkeit und Naturverbundenheit, selbst dann nicht, wenn man der besondern industriellen Gegenwartslage Appenzells Rechnung trägt.

¹⁾ Vgl. Lohnstatistik in der appenzellischen Weberei, Bericht des Schweizerischen Arbeitersekretariats an das Volkswirtschaftsdepartement, 1911, Bearbeiter Jb. Lorenz.

Gab es auch je eine »bjednata« mit ihrer Auslieferung an eine Kulaki-Dorfbourgeoisie und der Aussicht auf Revolution? Die Appenzeller Bauern fanden seit Jahrhunderten im Gewerbe einen Nebenverdienst, der ihnen nicht vorenthalten blieb durch faktische Monopolherrschaft. Und mit dieser

industriell-bäuerlichen Kombination

sind wir auf einer weitern Spur, warum es hier, sehr im Gegensatz zu anderswo, trotz jenes geschilderten Kurvenganges der Textilindustrie, keine Fabrikbrandstiftungen, keine Maschinenstürme, keine Revolution absetzte. So ein »Häämetli« als Existenzrückhalt, ein eigenes Wäldchen für den Holzbedarf und ein sparsames Weiblein, das ist, ob alt oder modern, eben appenzellisch, und eine solche Art musste besonders eine Wohltat sein über die Jahrhunderte, wo es keine Arbeitslosenversicherung gab. »Frick, der appenzellische Volksdichter, war zufrieden und glücklich beim bescheidenen Ertrag seines Heimwesens« und seines »Webeli«, und das ist wirklich typisch.

Wieso aber sollte diese Kombination noch gar nicht so veraltet sein? Allerdings weniger im Zusammenhang mit der Heimarbeit, aber mit der Fabriktechnik und Arbeitsteilung. *Gerade amerikanische Grossindustrielle wie Henry Ford und sogar Soviet-Industrieführer bejahren einen gewissen Landbesitz des Fabrikarbeiters: der Arbeiter, der mit Eigenheim und Land verwurzelt ist, bleibt nach wie vor ungleich widerstandsfähiger und zäher gegenüber Wirtschaftsdepressionen, hat auch besseres Verständnis für die Berufsschichten und vermag sich von der nervenaufreibenden industriellen Arbeitsteilung eher zu erholen.*

Das leichter Hinwegkommen der appenzellischen Generationen über seelische Störungen lässt sich somit auch noch dahin erklären: das Gütchen bietet »doch noch soviel körperliche Anstrengung und den Genuss der frischen Luft, dass der Körper wieder einigermassen gekräftigt wird«. (Dr. Jb. Zellweger.)

Freilich, nicht alle appenzellischen Arbeiter sind Landbesitzer. Aber wie sehr viele sind Anwärter auf das väterliche Gütchen oder gedenken sonst später ein Häuschen im Grünen zu kaufen und helfen einstweilen dem Bruder, dem Schwager usw. aus bei Militärdienst, beim

Heuen, Emden, Obst... und selbst wo einer nur einen Garten oder Hühner oder Bienen besitzt, zum mindesten im ländlichen Milieu lebt, ist das Fühlen eben immer noch ländlicher.

Man mag einwenden, so entstehe der »Kleinbesitz«. Aber das appenzellische Leben frägt auch hierin wenig nach fixen Vorstellungen, etwa nach der Meinung, nur Grossbesitz und dieser am Ende nur als Korporationseigentum wäre das Fortschrittlichste. Dem Appenzeller war bisher so gut wie selbstverständlich: *weder nur Fabrikindustrie noch nur Hausindustrie, sondern entsprechend den wirtschaftlichen Tatsachen beides, weder nur Kleinbesitz noch nur Grossbesitz, sondern beides, und weder nur privat, noch nur korporativ, sondern beides* (die Alpen, die mit Landbesitz verbundenen kommunalen Armen- und Waisenanstalten) *und eine freie Wandlungs- und Anpassungsmöglichkeit* — einerseits an die Eigenheim-Interessen des ländlichen Arbeiters und anderseits an die technische Rationalisierung. Eine Anzahl von grösseren Betrieben mag ein Korrektiv sein »zu einem im Kleinlichen sich erschöpfenden, das Kleinliche vergötternden Geist« (Eduard Bernstein). Es ist aber bekanntlich nicht das Grossgut, das relativ am meisten herausbringt auf die Fläche, nicht einmal am meisten bezogen auf Arbeits- und Kapitaleinsatz. Das hat ausgerechnet *die Dänen*, die in der Welt als sehr gute Landwirte gelten, veranlasst und *in neuester Zeit, mit Hilfe der Regierung grosse Güter aufzuteilen, die Dörfer aufzulösen, die Einzelhofsiedelung anzustreben mit arrondierten Wiesen, also das einzuführen, was die Appenzeller seit Jahrhunderten als die ergiebigste Arbeitsform in der Viehwirtschaft halten. Einmal mehr ist das Alte nicht das Schlechteste.*

Weitergehend als eine Motion im Oktober 1938 auf Zusammenlegung von Sticker- und Weberheimwesen war denn eine Motion 1934, auf Grund derer der Rat Subventionen bewilligte für Bodenabtretung an die Arbeitslosen für Gemüsebau, Beerenkulturen, Nutzgeflügel- und Kaninchenzucht, unter Verpflichtung der Gemeinden, bei der Gewährung von Subventionen ebenfalls Beiträge von maximal 30 Prozent zu leisten.

1937 beteiligten sich 15 Ausserrhoder Gemeinden an dieser Aktion, einsehend, dass auch *schon wenig Land eine Welt ist und*

welch schöne für zwei Menschen, die sich im Gärtnern, in der Kleintierzucht und in der Küche verstehen. Das sei auch nicht eine Bewegung in der Richtung der Unwirtschaftlichkeit; *denn in solchen Kulturen ist die Handarbeit noch nicht überholt und kaum je zu überholen.*

Welch wohlendes Selbsthilfegefühl spricht auch aus folgenden Strophen:

»Ond hem-m'r au ke Wy ond Moscht — e Müllchli ischt gschwind g'sotte — ond gsöndesch geed's bim Sakeremoscht — gad nütz as frisch Schotte..«

»Statt Zockerstengel isst de Fritz e Hampfle türi Berreschnitz. Gsond ischt de Bob, es ischt e Pracht, wie dä e gsondi Falle macht.«

»Vo wa lebscht Sebadoni?« »Gad vo Erdöpfel, Haastoni; 's chood si gad droffaa, wiem-me d' Sach aagschieret. Zeerscht gebi d' Erdöpfel mine Saue zfresse, ond noane fress i d'Saue.«

Wenn auch ein Kräutermann in seinem Kräuterbüchlein der dicken Speckschwarte im Kamin oder doch dem Einerlei und Unmässigen nicht gerade ein Lob spendet, jedenfalls war Sebadoni *einer, der die Selbsthilfe im Prinzip erfasste.*

(30) Die industriell-bäuerliche Kombination, das billigere Landleben, der natürliche Rückhalt erklären uns aber noch nicht alles an der eigentümlichen Wirtschaftszähigkeit.

In einem ungemein wohltuend anzuhörenden Appenzeller Jodel heisst es denn: »... i lebe nüd so choschtlig, wohl isch-mer glych deby« und »... i bi jo fry ... ond änn ischt wie der ander ...« Daraus zu schliessen, sind auch *Freiheit und Gleichheit* und damit

politisch-geistige Kräfte

eine Ursache des Wohlseins: *dass dem Bürger alle Rechte gewährleistet sind, die er billigerweise beanspruchen kann, dass der Geist über die Jahrhunderte frei hervortreten konnte und keine Politik Zwang, Heuchelei und unsicheres Gewissen erzeugte, dass »neue Auffassungen und angesammelter Dampf« sich Luft machen können in den Initiativ- und Referendums-Einrichtungen, dass Minderheiten Affekte abreaktieren, bevor ein gefährlicher Grad von Spannung erreicht ist, weshalb die Initiative selbst dann nützt, wenn sie verworfen wird.*

Eine Abgrenzung nach Ständen und Rang und einen falschen gezwungenen Anstand gibt es nicht, ebenso wenig eine Trennung von Gebildeten und Ungebildeten. Der Appenzeller entwickelte sich frei von der Hemmung, das Beste dürfe man »den Buben doch nicht sagen«. Die öffentlichen Angelegenheiten wurden von jeher für wichtig genug gehalten, sich ihrer anzunehmen und doch nicht für zu wichtig, zu hoch, zu vornehm, dass der einfache Mann nicht darüber nachdenken dürfte. Es war von jeher Platz vorhanden für Kritik, für alle Sorten Anspielungen, sanftere und schärfere.

»Weder die Heiligkeit der Kirche«, schreibt Dr. h. c. Alfred Tobler, »noch der Ernst der Schule, des Gerichtes, der Ratsversammlungen und der Kirchhöri, noch die Strenge der militärischen Disziplin legen dem Witz Zügel an, noch werden die Verhandlungen der Landsgemeinde von diesem frechen Eindringling verschont. *Denn ein guter Witz kann es dem Appenzeller zu allen Zeiten, an allen Orten, und vor wem und über wen es auch sei.*«

Eine Tobler-Probe:

Ein Appenzeller Bauer traf im Wirtshause den Gemeinderat nach einer Sitzung beim Male versammelt. Er benutzte diesen Anlass zu einigen Aussetzungen über Gemeinderatsbeschlüsse und wurde darüber zurecht gewiesen. Entrüstet hierüber deutete er auf seine Vorgesetzten und sagte: »Ehr sönd — ehr sönd —« »Was söm mer!«, rief der Präsident, »eppe schlechti Verwalter?« »Jetz isch hosse!«, antwortete der befriedigt sich Entfernende.

Als zu Landammann Gebhard Zürcher, seines Berufes Bauer und Zimmermann, zwei zankende Weiber kamen, die ein Anwesender zu einem schicklichen Betragen ermahnen wollte, sagte Zürcher: »Löönd's doch au; sie sägid denand gad d'Woret; es händ jo beid mitenand recht!«

Der Unterschied wird sofort klar, wenn man bedenkt, wie in badisch Laufenburg während des deutsch-französischen Krieges ein Schweizer verhaftet wurde, weil er sich geäussert hatte, es preussele, worauf er sich allerdings herauswetzen konnte, er habe auf schweizerdeutsch gesagt, es bräusele (rieche brandig).

Die freiere Art aber mindert Komplexe, zumal bei der Oeffentlichkeit der Ratsverhandlungen, der Steuerregister, der

Staatsrechnungen, der Publizität in der Privatwirtschaft und der Berücksichtigung des Arbeiters in der Presse. Ja, diese gesellschaftliche Einrichtung ist geradezu eine Art Fortbildungsschule, *ein Geistestraining, auch inbezug auf politische Einsichten.* Es ist ja schon viel erreicht, wenn jemand nur von Manien kuriert wird.

»Da nimmt dann Jeder seine beste Kraft zusammen; da wird »gföpplet«, »gspetzlet«, »gstichlet«, »uffzoge«, »ggiftlet«, »gkögelet«, auf Personal-, Familien- und Gemeindegeschichten angespielt und losgepfeffert, gehauen und oft bis zur Rohheit und Unflätigkeit schonungslos niedergestochen. Die Bonmots und Treffer fliegen unter allgemeinem Gelächter nur so herum, bis endlich alle von dieser geistigen Boxerei ermüdet in fröhlichem Lachen und wohl auch Singen den Kampf beschliessen...«

Wenn es dabei einem Hieb- und Stichfesten gelang, einen zu Kurierenden vor der Gesellschaft für einen Moment in heillose Verlegenheit und Erregung zu bringen, dann nimmt die Kur geradezu hypnotische Wirkung an, die der Betreffende nicht mehr so bald vergisst. Einer aber, von dem es viel später noch hiess »Jää, wit ommi hät kann so e grossi Schnorre gka« wurde gestempelt der »Tuderি-Bruderer«.

Denn trotz oder gerade wegen des Witzes sieht man es doch lieber, wenn einer das Wort, im Rat oder wo es ist, nur dann ergreift, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hat und dann in der präzisen, klaren Weise.

Aus allem wird klar, *dass man hier nicht neigt zum Urteil auf Grund des Unmessbaren, Metaphysischen, Absolutistischen, sondern zum nüchtern Urteil auf Grund der Erfahrung.* Man ist dafür auch weniger zermürbt aus einem Kampf zwischen dem Seienden und »Seinsollenden«. Wo man der Erfahrung ganz sicher ist, verdichtet sich die Art geradezu zur Rechthaberei, für die auch der berühmte Brückenbauer Grubenmann von Teufen Beispiele gab:

Als er in den Jahren 1755—58 die 111 Meter lange gedeckte Holzbrücke bei Schaffhausen über den Rhein zu bauen übernahm, wollte er diese Brücke ohne jeglichen Pfeiler bauen. Also stellte er sich im Schaffhauser Ratssaal zum Beweis der Tragfähigkeit der Brücke mit seiner ganzen Schwere auf ein kleines Handmodell. Es nützte ihm aber nichts; der Auftrag wurde nur erteilt »mit Pfeiler«. Er musste nachgeben, und er tat es in seiner rechthaberischen Art: als das grosse Bauwerk fertig war, kollaudiert und bezahlt, band

Grubenmann einen Weidling los, ruderte bis in die Mitte des Stromes und schlug mit mächtigen Axthieben die vorher an zwei Stellen heimlich durchsägte Stütze heraus. — Der Pfeiler wurde nie ersetzt, und die Brücke stände gleich andern heute noch, wäre sie nicht durch Brand zerstört worden in spätern Kriegswirren.

Wie denn auch an den Engländern und Holländern die *Stetigkeit und die Bewahrung alter Bräuche* auffällt, so im kleinen an den Appenzellern. Man denke an die *Landsgemeinde*, die ihrerseits wieder ein Wall ist gegen gesetzgeberischen Radikalismus. Und dass nun diese *Mässigung in Reformen* ebenfalls eher beiträgt zum fröhlichen Grundzug, wird einem klar, wenn man ans Gegenteil denkt, etwa an die Zahl russischer und deutscher politischer Todesurteile.

Als doch einmal einer unter der alten Justiz aus politischen Gründen gehängt wurde und zwar an einem Montag, meinte er: »*Die Woche fangt wieder guot aa!*«

Die Mässigung ist wohl auch der Grund, weshalb hier das Wort Demokratie den reinen Glanz nicht verloren hat. Ihre kantonale Form blieb zurück hinter dem Fortschritt ins eher Zuviel. Das *politische Leben rotiert eigentlich um eine Achse mit einem demokratischen und einem sozusagen aristokratischen Pol*. Denen dafür, denen es mit diesem Gang der Dinge nur dann ernst ist, wenn es die Parteitaktik will und die die Freiheiten benützen möchten, um sie in dem Augenblick zu beseitigen, wo sie auf den Stuhl kämen, »*de-rege mag-me'sch denn gad suuber ond glatt nüd verträäge*«.

I. B. Rusch schrieb wiederholt vom *vornehmen Geist, der ein Urdemokrat haben müsse, und ausgerechnet der Landsgemeindeplatz Trogen ist umrahmt von Patrizierhäusern*, ohne dass einer rief »*Gnueg Zellweger*«, »*Abe ab dem Stuel*«, solange sich dieses Geschlecht nicht in die Einbildung verstieß. Es herrschte aber auch im Bund kein Parlamentarismus in dem Sinn, dass die Parteien die Regierungen stürzen durch Misstrauensvotum. Die Regierung blieb aktionsfähiger als eine eigentliche Parteiregierung, und die Mitglieder sind einer mehrfachen Amtsperiode sicher. Ferner: die Grundfläche der Wähler wurde nicht verdoppelt wie dort, wo das Frauenstimmrecht Eingang fand.

Und trug die Uebung in der *Selbstverwaltung* vielleicht bei zur Einsicht, *es sei doch nicht so leicht, es besser zu machen?* Man rechnet nicht damit, dass alles ganz anders werde, sondern entscheidet je nach dem Eindruck, *ob es doch ein bisschen besser werde.*

Wenn die ausserrhodische *Arbeiterschaft* eigentlich auffallende Erfolge machte auf dem Gebiet der Sozialpolitik, dankte sie es demselben Umstand, dass etliche Mitwirkende das *Programm auf weniger Punkte beschränkten und mit diesen dafür durchdrangen, gemäss der Reife, nichts Unmögliches zu verlangen und dafür das Mögliche zu erreichen.*

Im Grunde genommen ist es wieder etwas *Karges, Naturverbundenes, eine Desinteressierung an dem, »was nichts abträgt«, bestätigt durch den »praktischen, nüchternen Sinn«,* den man dem Appenzellervolk schon öfter zum Vorwurf machte durch die Feststellung, *seine ganze Elite wende sich der Wirtschaft zu.* So wird ganz selbstverständlich auch im Staat mit weniger Aufwand gearbeitet: leitet ein Landammann die Landsgemeinde ein, wird von ihm erwartet, dass er in 15 Minuten eine Sache ebenso gut bringt wie mancher Sprecher anderswo in einer Stunde. Hat er diesen Erdgout, ist er dem Land wenigstens hierin der rechte Mann. Voll munterer Laune hatte ein Appenzeller den Einfall »gegen die langen Reden und kurzen Würste«, und *diese Kunst, Zeit zu haben,* gefiel allen so gut, dass das Witzwort einhellig angenommen und landläufig wurde.

Als ehedem der Nationalrat eine ausserordentliche Herbstsession haben wollte, der Ständerat nicht, hiess es in Appenzell: »*Sie sölid gad mönder schwätze!*« — Die erste Session des Innerrhoder Grossen Rates im Amtsjahr 1937/38 wurde bei einem gar nicht so kleinen Penum *prompt in einem halben Tag erledigt.*

Dr. Hirzel bemerkt auch, nirgends habe er *die sokratische Kunst, durch Fragen die Menschen auszuforschen*, mit solchem Scharfsinn ausüben sehen wie bei den Zellwiegern in Trogen.

Das alles ist wenig »grossartig«, ja im Auge der »Grossartigen« beschränkt. Es geht dafür selbst noch bei der Erledigung einer Beleidigung in der Regel ohne die Szenen ab, die man da und dort in der Welt in Häusern erleben kann. »Hoi, Appenzeller! do händ'r mageri Chälbli! Wie vyl dere Höögge bruucht's, bis en Ochs dross

weerd?« »Joo — guette Frönd — muescht mer halt säge, wie schwäär das t'bischt.«

(31) Hat man in zehn ausländischen Staaten im Lauf der Zeit gegen hundert Grossbetriebe besichtigt und ging man oben durch und unten durch, bald in einem Hotel übernachtend und bald in einer Herberge, die Augen aufmachend und die Ohren spitzend, fällt einem als weitere politisch geistige Kraft am Schweizerischen auf, dass

die Distanz zwischen oben und unten kleiner

war bisher, und man sollte daran denken. Die Kreise kamen einander von rechts und von links etwas eher entgegen nach der Mitte. Es bestanden nicht die scharfen Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die einzelnen Unternehmungen haben in der Grösse nicht den unpersönlichen Umfang angenommen, und der *Appenzeller Fabrikant wohnte eben über alle Jahrhunderte im Dorf, mitten unter den Volksgenossen, sich nie derart sondernd vom Arbeiter*. Wie oft sogar sind beide, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zusammen in einem Verein, im Schützenverein, in einer Korporation, am Ende noch verwandt, verschwägert, Geschwister-Kind zu einander. Man sass zusammen auf der Dorfschulbank, knallte gemeinsam in der Morgendämmerung die Landsgemeinde-Böllerschüsse ab und ging vereint mit dem Gedanken um, den Forellen Salz auf den Schwanz zu streuen. *Wie sollte man da sich fühlen nur als Kapitalist oder nur als Proletarier?*

Zwei kleine Anekdoten als Beispiel für *die selbstverständliche Aufgeschlossenheit oben und das natürliche Selbstbewusstsein unten*. Zu Landammann Frehner, dem hellen aber übelhörigen Arzt kam einmal ein gleichfalls übelhöriger Patient und begrüsste ihn also: »Ehr mööm-mesch z'gues haalte, Herr Landamme, dass i nüd guett kööre. Ond wemm-me-n-ebe nüd guett köört ond so gsiäd me-n-am e Narre glych, wemm-me-n-au kann ischt.« Frehner aber soll viel später noch gelacht haben, wenn ihm diese Begrüssung in den Sinn kam.

Der Bote zwischen Bühler und Gais wurde einst von Dekan Heim gefragt, was er täglich verdiene. »Ooglych, wie Ehr au, Herr Pfarrer. Wenn Ehr kä Taufi händ ond kä Hoochzi, ond kä Lych ond so händ'r au mönder, wie i vom Botte.«

Was einer der wirklichsten Sprossen der *Aristokratie* der Arzt und Philosoph Dr. Laurenz Zellweger in Trogen, gerade selbst schrieb in seinen »Gedanken über die Freyheit Democratischer Ständen« und dies in den auf den Landhandel von 1732—34 folgenden Jahren, das hätte zu jener Zeit anderswo sogar als aufklärerisch-revolutionär gegolten:

Im gewöhnlichen Leben, in Berufssachen, in den Fragen über das zeitliche Glück und Eheglück sind wir darauf angewiesen, selbst zu überlegen: »Warum soll ich denn nicht gehalten seyn und die Freyheit besitzen, *noch reiflicher dasjenige zu überlegen, woran mein ewiges Wohl und Weh hanget*, und mich nur blindlings einem oftmals blinden oder hoch übelsehenden Führer unterwerfen? Ich untersuche also, ob das geoffenbarte Wort wahr oder falsch, die daraus gezogene Lehrsätze und darauf fundierte Predigten richtig oder unrichtig, die Lehrer gescheidt oder Thoren seyen.« »*Die Bauern und Handwerksleute können auch denken.*« »... und ich finde bey vilen (Leuthen, welche weder die Kirchen noch Stätte und Marktplätze vil besuchen) mehr Witz mit Einfalt und Redlichkeit begleitet, und durch einen kurtzen, doch deutlichen und nervosen Ausdruck gewürzet, als bei 10 gelehrten Pedanten in Stätten, oder 20 einbildischen Köpfen, welche von der Catheder wenig oder gar nichts mit vilen Worten sagen und daher plaudern, und ich weiss nicht wie gross darmit meynen.«

Aber auch Reichtum und Armut sind verglichen zum Ausland bekanntlich ausgeglichenener.

Im Winter 1816—17, unter den Armutsnachwehen des napoleonischen Wirrwarrs, kamen eines Tages viel Bettler aus Innerrhoden nach Herisau. Da fragte ein Herisauer gar: »Ischt euere Landammen-*au* choo?«, worauf die Antwort war: »Nä! er cha nüd choo; *er häd euerem Landamme d'Schueh liche müese!*«

Doch man merke daraus auch: *keine königliche, kaiserliche, zaristische Millionen-Zivilgehälter, kein reaktionäres Paradeleben gaben hier je Gelegenheit zur Opposition.*

Und nun gehören zur kleineren Distanz noch einige Voraussetzungen, die gern in Vergessenheit geraten. *Dass das Appenzellervolk seine leitenden Kräfte bisher selbst aufbrachte, seine Politiker, seine Reformatoren, seine wirtschaftlichen Bahnbrecher, heisst: die Bevormundung durch die Stadt konnte sich hier nicht so sehr mästen wie anderswo.* Stadt und Land blieben wenigstens bis dahin und verglichen zum Ausland doch ausgeglichenener.

Der ländliche Abwehrgeist war hier von jeher recht lebhaft. Als z. B. zur Zeit der Helvetik die st. gallische Regierung die auswärtigen Kaufleute mit einer Gewerbesteuer belastete, beschlossen diese energisch und solidarisch, den Markt in der Stadt zu boykottieren. Da sahen sich die Stadtbewohner in den Interessen bedroht und zwangen ihre Behörden, diese lästigen Abgaben fallen zu lassen.

Ob der dezentralistischen Wirtschaftsauffassung schreitet auch die Distanzierung in Form der *Verbürokratisierung* nicht so rasch vorwärts. *Die Arbeit in der Gemeinde- und Kantonsverwaltung wird zum grossen Teil geleistet von den Bürgern selbst*, die vielleicht nicht immer die gleich guten Kenntnisse besitzen, dafür ein besseres Verständnis für die Verwalteten. Es mache sich bezahlt, von Fall zu Fall zu überlegen, wo das eine und wo das andere besser taugt. Man denke daran, welche Hochachtung selbst ein Eugen Huber und Andreas Heusler z. B. vom Laienrichter hatten.

Wo die Bürokratie aber unentbehrlich ist, dort spürt man es u. a. schon aus den uralten Namen heraus, *dass hier noch das Lüftchen des Volkstümlichen, des Persönlichen weht*: statt Finanzdepartement heisst es bei den Innerrhodern noch *Säckelmeister*, statt Baudepartement *Bauherr*, statt Militärdepartement *Zeugherr* usw..

In Ausserrhoden wurde 1905 versucht, das Departementssystem einzuführen. Aber die Landsgemeinde sagte nein. Sie sah es lieber, wenn die Regierungsräte nicht an den Regierungsort gefesselt sind, *wenn sie ihren privaten Wohnsitz beibehalten, »sich fühlen als Bürger und nicht als Bürokraten«*. Was Art. 54 der Verfassung erlaubte, war einzig die Einführung des sog. Direktorialsystems. Die Arbeit wurde verteilt nach Direktionen, das Regierungskollegium entlastet.

Alles in allem: *man kennt hier noch die Person oder doch eher noch*. Einer unentwirrbaren Kombination Politik, Business und Gangstertum fehlt der Boden, während anderswo die viele Korruption die Verächter kleinerer Verwaltungsgebiete etwas bescheidener gemacht hat.

Als doch einmal ein appenzellischer Beamter floh, lebte die Sache noch lange fort, indem es hiess: »Mer müend en Ticke haa, das e de Loft nüd au wieder fortnehd.«

Es ist folglich nicht alles Persönliche hinter dem Wahlvorschlag einer Partei, eines Standes usw. versteckt. Der

Appenzeller fühlt sich nicht in erster Linie als Träger einer Partei- oder Berufes (Ständestaat!), sondern als Mensch, und *wo man Mensch sei, da sei man am ehesten frei.*

Und ist nicht das Referendum und namentlich in Form der *Landsgemeinde* noch ein Mittel der Fühlung zwischen Volk und Regierung und ein besonderes Mittel, *beseelter zu sein vom Zusammenhalten? Das durch die Jahrhunderte regelmässig jährliche einander sich Sehen als Völklein, auf dem Landsgemeindeplatz, im Angesicht einer freien Tradition, die Regierungsmannen vor sich, wobei es über die Jahrhunderte immer und immer wieder galt, zusammenzustehen für gutes altes Recht, hat es den Einsatz nicht auch noch gefördert?*



Am Landsgemeinde-Samstagnachmittag 1938, als wie üblich nach altem Brauch die Musikgesellschaften den Dörfern und Weilern ein Ständchen gaben, kehrte ein älterer Appenzeller aus der Fremde heim. Als die alten Bläser zusammen mit den jungen Militärtrompetern im Kreise stehend, so piano zu spielen anfingen, wurde er ganz bleich vor Ergriffenheit, und als das »*Of dene Berge möcht i lebe . . .*« zu hören war, sprach er kein Wort mehr. Erst als der letzte Spielmann mit dem glitzernden Bass hinter dem Hügel verschwunden war, fand er allmälig Worte für die Gefühle, die ihn durchrieselten. — Gäste von weit her, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Deutsche gestanden immer wieder und mit Staunen *den Eindruck, den sie empfanden beim Anblick einer Landsgemeinde*, nahe der schlichten Menschen und Berge. Am andern stillen

1) Anzeigebatt (Gais), Säntis.

Höhenort, wo man hinausblickt in ein anderes Land, erschien an der Landsgemeinde 1938 der schweizerische Bundesrat in corpore. Unter fremden Zuschauern wurde da und dort eine Träne mit Mühe zurückgehalten. Die Schar der zehntausend Bürger aber war von einer Selbstsicherheit und Ruhe, dass es wirkte wie *eine Vision der Ahnenreihe, die über die Jahrhunderte als freies ungebeugtes Volk auf diesem Platze* tagte bei Wind, Regen und Sonnenschein, in aller natürlichen Robustheit, die Abhärtung bewusst wollend. Sandte man den Blick ins Einzelne, strahlte einem etwas ungemein Lebenswürdiges entgegen: *es war die ernste und ideale innere Natur eines Volkes, das sich selbst regiert.*



(32) Zum schönsten Grad von Ueberwindung der Distanz steigen aber nur die Appenzeller über dem Durchschnitt empor. Wenn jemand aus Bedacht auf die Nachsteuern noch etwas zum Besten gibt, mahnt es doch allzusehr an den sog. »reichen Löhli« von Schwellbrunn, der sich im Leben so verhielt, dass er befürchtete, die Leute möchten ihm die letzte Ehre nicht erweisen. Da verordnete er, dass alle, die ihn zu seiner Ruhestätte begleiten, in einem Wirtshaus auf seine Kosten »eine Wurst, ein Halb's Wein und ein Brödli« erhalten. Das wirkte, so berichten die Schwellbrunner, »sein Leichenzug war einer der grössten, den Schwellbrunn jemals sah.«

Wie aber, wenn Wohlhabende zu diesem milden Lebens-Gefechtsabblase-Wäldchen emporsteigen? *Dann ist die Folge*

etwas Ausserordentliches, etwas wirklich Schönes, Vorbildliches: dann wollen sie selbst noch den Lebensabschied feiern durch eine dem Wohl der Vatergemeinde und des Landes dienende Handlung, ein mehr oder weniger grosses Vermächtnis. Dann erweist sich die kleinere Distanz auch noch als

Gebersinn,

den die Leser — ob von der Volksstimme, ob vom Demokrat, ob von einer andern Zeitung — als so etwas wie das nachleuchtende Schlusslicht des Dahingeschiedenen ehrend betrachten.

Oeffentliche Vergabungen im laufenden Jahrhundert in Ausserrhoden:

1900	Fr.	215,843.46	1919	Fr.	102,763.10
1901	"	75,173.93	1920	"	132,233.80
1902	"	354,587.—	1921	"	291,687.67
1903	"	79,353.—	1922	"	155,747.64
1904	"	354,004.—	1923	"	191,745.89
1905	"	211,533.57	1924	"	151,143.80
1906	"	109,646.28	1925	"	503,037.18
1907	"	98,127.56	1926	"	128,125.—
1908	"	62,730.—	1927	"	172,909.81
1909	"	110,019.38	1928	"	359,065.65
1910	"	111,785.—	1929	"	365,593.60
1911	"	307,232.—	1930	"	105,326.—
1912	"	380,287.80	1931	"	154,844.—
1913	"	82,585.50	1932	"	108,427.04
1914	"	57,040.—	1933	"	208,796.30
1915	"	208,938.12	1934	"	270,941.—
1916	"	87,000.—	1935	"	108,151.60
1917	"	1,694,317.60	1936	"	99,204.16
1918	"	217,415.07	1937	"	286,247.40

Darin sind noch nicht enthalten die grossen Summen für die Stiftung zugunsten des Alters, die Winkelriedstiftung und die Arbeitslosen, und auch nicht die Wohltätigkeit, die sich nicht in Zahlen nachweisen lässt.

Ueber das letzte Jahrhundert vergleiche man ein Referat über die gemeinnützigen Bestrebungen in Ausserrhoden, wiedergegeben im App. Jahrbuch 1902, wo jede Druckseite eine Ehrentafel des appenzellischen Gemeinsinnes darstellt. Hatten die Appenzeller in älteren Zeiten ihren Opfersinn bewährt im Loskaufen von Lasten, gibt es in neuerer Zeit kaum ein Jahrzehnt, in dem die 1833 gegründete Gemeinnützige Gesellschaft nicht irgend eine gute Idee verwirklichte und andere vorbereitete, diskutierte, propagierte, förderte. Das wusste

jener Bauer nicht, der die Gemeinnützige Gesellschaft definierte als »e gmääni, nützegi (nichtsnutzige) Gsellschaft!«

Fragen wir für einen Moment nach den *Ursachen* dieser Gesinnung, öffnet sich uns eben nochmals ein Fensterchen der *Selbstverwaltung*. »Die meisten Menschen erfassen das ihnen persönlich Näherliegende, wenn auch Kleinere, mit grösserer Kraft als das Fernere und Allgemeinere, wenn auch Umfassender.« (Prof. Max Huber, *Der schweizerische Staatsgedanke*.)

Die Feinheit des über die Jahrhunderte Innegehabten und die entsprechende Fülle von Fabrikanten, die auch die Mittel besorgten, zeigen aber vor allem, dass *in einem Land, wo der Volksgenosse weniger vergewaltigt wird, wo er darin selbständiger ist, sich seinen Lebensinhalt zu geben, die Opferwilligkeit nicht untätig bleibt, im Gegenteil*.

Und ein Drittes: *der Blick in die Fremde*, der den Heimatsinn eher fördert:

»Obschon seit langen Jahren in der Fremde«, so heisst es bezeichnend im Nekrolog über einen Appenzeller auswärts (Juan Hohl, Kaufmann und schweiz. Konsul in Barcelona, »bewahrte er doch seine glühende Liebe zur Heimat. Nie führten ihn die Geschäfte in die Schweiz, ohne dass er seine Appenzeller Höhen kürzere oder längere Zeit besucht hätte, und fast regelmässig suchte er in den letzten Sommern seine Erholung in Gais, der Heimatgemeinde seiner Gattin. Von dort wanderte er dann oft hinüber nach Trogen, um hier an der Seite des Bruders, im Kreise von Freunden und Bekannten eine frohe Stunde zu verleben. Ein Lieblingsplan war es ihm, dereinst, wenn der Sohn erwachsen sei und das Geschäft übernehmen könne, sich zurückzuziehen an seinen Geburtsort, seine noch übrigen Lebenstage und den Rest seiner Lebenskraft der Heimat zu widmen.« Er starb vorher, aber auf einem Besuch in der Heimat und als einer von denen, die in der Fremde die Schönheiten des Appenzellerlandes und das Ur-eigene des Appenzellervolkes erkennen.

»Wie oft stand er droben auf dem Gäbris; es verging kaum eine Woche, da man ihn nicht droben antraf«, schreibt der Biograph von *Arthur Schiess, der seine Lehre in Paris, London und New York gemacht hatte*. Denn diese Schönheit der Heimat, in der alles so nahe und grün ist, habe den Grosskaufmann in seiner Geschäftsenergie und seinem Lebenswerk wohltätig gefördert. »Er liebte es zur Mittagszeit von St. Gallen auf den Gäbris zu kommen und im dortigen Gasthause mit einem einfachen Mittagessen bedient zu werden, und gern unterhielt er sich mit der Wirtsfrau oder deren Töchtern. Die wenigsten Leute mochten es ahnen, dass im schlichten Gewand der

vielfache Millionär und grosse Wohltäter steckte, auf den unten in Gais am Fusse des Abhanges das vornehme Gefährt wartete... Auf dem Hohen Kasten und im Weissbad war er ein oft gesehener Guest. Mit dem Vater Dörig auf der Meglisalp, dem wackern Senior der Innerrhoder Bergwirte, war er sehr wohl bekannt, und den Kastenwirt redete der Millionär nie anders als per Du an... In ungezählten Fällen bewies er seine Sympathie fürs Innerrhodervölklein... Brüllisau befand sich in Strassennöten; es sollte eine bessere Verbindung mit dem Weissbad hergestellt und der Bach vor dem Aufstieg zum Dörflein überbrückt werden. Eine Abordnung der Behörde reiste nach St. Gallen, klopfte in der Villa »Am-Berg« an und klagte dem Herisauer die finanzielle Not. *Er zog seine Börse, und mit 10,000 Fr. in der Tasche gings wieder in die heimatlichen Berge...* Es war ganz selbstverständlich, dass, so oft der freundliche Geber mit seinem Auto vom Weissbad nach Brüllisau fuhr, er von den biedern Bergleuten respektvoll begrüßt wurde.«

Er vermachte für die kantonale Heil- und Pflegeanstalt 1893 100,000 Fr., 1896 100,000, 1898 50,000, 1902 200,000, 1904 150,000, 1906 100,000, zusammen ohne das Letztwillige 700,000. Für den Ausbau des Kreckelhofes und des alten Armenhauses in Herisau wendete er seiner Heimatgemeinde ohne das Letztwillige 300,000 zu. Aus dem letzten Willen vermachte er vor dem Ableben dem Kanton Appenzell-A. Rh. für eine Alters- und Invalidenversicherung 1,000,000, dem Kanton St. Gallen für eine Alters- und Invalidenversicherung 1,000,000, den Armen und Bedürftigen der Gemeinde Herisau 100,000, den Armen und Bedürftigen der Gemeinde St. Gallen 100,000, dem Hinterländischen Krankenhaus in Herisau 100,000, der Kantonalen Irrenanstalt in Herisau 100,000, dem Bürgerasyl Herisau 200,000, dem Asyl für alleinstehende Frauen im Feldli 200,000, dem Freibettenfonds des Kantonsspitals St. Gallen 250,000, dem Blindenheim Heiligkreuz 50,000, dem Friedheim, Asyl für Arbeiterinnen in St. Gallen 40,000, den Angestellten der Firma Zähner & Schiess & Cie. 250,000, und von dem, was Schiess im Stillen tat, kam nicht die Hälfte an die Oeffentlichkeit.

In seiner Erbverfügung heisst es: »Ich bin von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der Besitz Pflichten hat gegenüber der Allgemeinheit, gegenüber den Armen und Bedürftigen, und dass es *ein schönes Vorrecht der Besitzenden und eine vornehme Pflicht der Reichen ist, einen guten Teil des Erreichten und Errungenen wieder der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, vorab für Werke humaner und sozialer Fürsorge.*«

Ebenso zum Vorbild nehmen dürfen wir uns das *Legat du Puget als noble Rache* eines einst unvermögenden Mannes, der in seinen

Jünglingsjahren Commis war im Kaufhaus des Heinrich Ehrsam in Herisau, eine Tochter des Hauses liebte, sie vom Vater nicht bekam, hierüber sich grämend die Schweiz verliess, in England sein Glück suchte *und alt geworden die Jugendliebe an die Herisauer Tochter und an den Ort seiner ersten Tätigkeit nicht vergessen hatte*: er testierte dem Kanton Appenzell A. Rh. einen bedeutenden Teil seines Vermögens mit der Bestimmung, dass der Zinsertrag den Söhnen und Töchtern des einstigen Prinzipals zufallen solle, worauf beim Ableben des letzten der Geschwister Ehrsam, 1903, für den Kanton rund 180,000 Fr. zu gemeinnützigen Zwecken verfügbar wurden.

*Es ist daher wohl auch erwünscht, dass dieser Blick in die Fremde erhalten bleibe wie bisher.*¹⁾ Gönne man es dem Knaben, der von seinem väterlichen Haus am Berg oben weit in die Welt hinaussieht, wenn er für einige Zeit dann wirklich hinauszieht! Einer, dem dies nicht gegönnt war, gab seiner Wehmut noch sterbend Ausdruck. Als ihn der Pfarrer tröstete: »Seid nur getrost; der Heiland ist für alle gestorben, also auch für Euch!«, äusserte er: »Ischt'r, Herr Pfarrer? Jää luegid, do im Berg obe weerd me kann Speck inne!«

(33) Begreiflich, dass bei dieser Schönheit der Höhenwelt, die die Appenzeller immer wieder heimzieht, der Frohmut auch zurückgeführt wird auf

die Natur des Landes.

Aber man kommt doch noch in Verlegenheit, das zu beweisen. Vom Goldsand Auswaschen in der Goldach unterhalb Trogen ist keine Spur mehr. Was das karge Innere des Bodens dem Appenzeller lässt, ist Sandstein, und wo statt Erz jene feinkörnige, harte Kalknagelfluh vorkommt, nennt er sie schon tröstend »Appenzeller Granit«, so wenig verwöhnt ist man. Statt sich der Reichtümer freuen zu können, rief beim »grosse Loft« von 1863 ein durch die Strassen von Schwellbrunn eilender Bauer den Leuten zu, *ob ihnen kein Hausdach*

¹⁾ Die Textilindustrie brachte früh schon Beziehungen zu andern Ländern. Nochmals eine Welt tat sich dem kleinen Land auf, als die Molken den Ruf großer Heilkraft bekamen und Molkenkurgäste den Appenzellern den Spiegel vorhielten, wobei allerdings auch zu günstige optische Täuschungen unterliefen. Als Molkenbereiter, sog. „Schöttler“, zogen viele Innerrhoder während der Saison auch in Bäder, Kurorte und Städte Deutschlands, Oesterreichs . . . Durch den Umschwung der medizinischen Anschauungen dazu genötigt, warf sich der größere Teil auf den Stickereihandel, sodaß seither Stickerinnen und Fabrikanten aus Innerrhoden von Nizza bis Königsberg, von Budapest bis London anzutreffen sind.

begegnet sei. Der Föhn wirft, wie der Chronist meldet, auf der Strasse St. Gallen-Appenzell die grosse stattliche Postkutsche um, holzt binnen weniger Minuten einen Nadelwald ab oder steckt ein ganzes Dorf in Flammen wie Heiden anno 1838 und zwingt dadurch die erste, noch private appenzellische Gebäudeversicherung zur Liquidation. Vernimmt man dann noch aus Dr. Gabriel Rüsch »Der Kanton Appenzell«, 1821 seien ausgerechnet in der Christnacht vom Stoss bis nach Gais hinunter fast alle Hausdächer und Giebel weggerissen worden und ein ander Mal habe der Sturmwind eine Bewohnerin von Hundwil samt der Bettstatt fortgetragen, ist man versucht zu denken, *das Oberirdische verwöhne die Appenzeller gerade auch nicht.* »Bei der Weberei Grünau lagen die Hagelkörner 35 Zentimeter zu Hauf; nahezu 50 Fensterscheiben fielen dem Hagel zum Opfer« (Urnäsch 1931) und Bühler berichtet unter dem gleichen Datum: »Beim Gewitter trieb der Blitz im Räbenmoos Unfug in einem Bauernhaus, zertrümmerte auf dessen Hinterseite die Fensterscheiben, ru-morte in der Küche und verabschiedete sich ohne weitere Komplimente.« Wie gar, wenn ein ganzer Abhang lebendig wird, mit Wegen, Stegen und Bewohnern abwärts schlipft, die Sturmglee ertönt, die Feuerwehr galoppiert und mit Mühe die überraschten Leute rettet?! Man rutscht zwar nicht so tief wie die Holländer, deren Windmühlen- und Tulpenheimat mit einem Viertel des Gebietes unter Meeresniveau liegt, immer tiefer sinkt und hinter gewaltigen Millionen verschlingenden Deichen zu schützen ist vor dem Ansturm der Meeresfluten.

Aber auch hier ist vielleicht etwas Wirkliches hervorgegangen. Oder ist den geweckten Holländern, die zu den Appenzellern so gern in die Ferien kommen, nicht aus der Not eine Tugend geworden? Wäre anders Ausserrhoden in der Schaffung einer Elementarschadenversicherung in der Schweiz bahnbrechend vorangegangen? Wäre das Feuerlöschwesen so gut organisiert, dass Appenzell sogar zu den Kantonen mit niedrigstem Brandschadenverlauf gehört? Hätte sich der soziale Sinn entwickelt, die Hilfsbereitschaft in der Not, der Fleiss, die Findigkeit, wenn die Natur ohne jede klimatische Beschwerde und paradiesisch umgegangen wäre mit den Appenzellern? War nicht die relative Ungunst für den Getreide-

bau ein Anlass zur Industrialisierung und diese zum Unternehmungsgeist? Waren es nicht Hindernisse, die die Gesinnung stärkten in der Ueberwindung?, die Gedanken arrangierten gegen das Fatum? Dass man geschaukelt wird zwischen viel Arbeitsmühle und viel Lebenslust kann heissen: mit der Natur des Landes ist es wie mit der Landsgemeinde; *beide machen an den Bürger Anforderungen; aber sie geben ihm noch weit mehr.*

Freilich blühen die schönen Märzensternen (gelbe Narzissen) auf dem Appenzeller Rasen erst, wenn das Mittelmeer 2 bis 3 Monate im Frühling prangt. In dieser Zeit schneit es oft und nicht wenig. »An einem Februartag«, berichtet der Korrespondent von Schwellbrunn, »war ein 21jähriger Knecht mit Düngeraufladen beschäftigt. Da rutschten Schneemassen vom Dach und begruben ihn völlig. Niemand bemerkte es . . . Der Schnee schmolz, und nach einer Woche kam der Leichnam zum Vorschein.« Und bei der Schneeschmelze biegen etliche um jene Ecke herum, von der es kein Wiedersehen mehr gibt: »An einem Märzensonntag wurden gerade drei Leichen aus dem Armenhaus getragen. Wäre es so fort gegangen, wäre es bald leer gestorben.« Doch eben man merke: das Klima züchtet demnach nicht soviele Armenhauskandidaten, Wegelagerer, Lazzaroni, Latifundien . . . *Es ist auf der ganzen Linie eine andere politische und wirtschaftliche Verfassung. Der Wechsel des Himmels ist anregend, die Höhenluft so frisch, so rein, so leicht zum Atmen!* Und das Kräuterheu duftet derart, dass ein Appenzeller Weibchen ausrief: »I wett, i wär e K . . ., worauf der Mann sie tröstete: »Ond i wett, du wärist keni.«

Gewiss, auch das Hackbrettkonzert der Regentropfen an den Schindeln ist bisweilen ein gar obligates Ding. Daraus aber wieder eine interessante Frage: haben wir punkto Natur hier eigentlich eine jugendliche oder müde Welt vor uns? Regenmangel, Dürre, Wüstensand, das wäre wohl eher als Ermüdung zu deuten, im Gegensatz zu Bergseelein, Forellenbächen, sprudelnden Quellen und frischen Brunnen. So kommt es, dass die freundlichen Photographen sagen: »Quellfrisch das Wasser, quellfrisch der Schlag!« Und warum nicht?, unter der Bedingung, dass man auch quellfrisch ist, wo es etwa geht um die Selbstkritik in Sachen Steuergesetz.

1766 noch berichtete der Chronist, war das appenzellische Eigengewächs an Wein hinlänglich zu des Landes Notdurft. Heute bildet die Statistik der Weinernte zwar eine beachtete, doch unbedeutende Ecke im Rechenschaftsbericht des Regierungsrates. Aber geblieben ist die Wahrheit, dass die hochgelegenen unter den appenzellischen Dörfern im Winter mitunter wochenlang erstrahlen über dem Nebelmeer, im frohmütigen Glanz der warmen, hellen Sonne, derart, dass auch, wer Hellpachs Geopsyche nicht gelesen hat, versteht: »*Jää! Mä säd nüd vergäbe: d'Appenzeller send stolz of ihres Land!*«

(34) Die Kargheit und herbe Mühe einerseits und diese in ihrer Reinheit so wohltuende Höhenwelt anderseits haben nun aber auch zustande gebracht, *was dem Appenzellischen den intimsten Reiz verleiht*. Wo es Generationen lang einwirkte, dort wird, was immer die Appenzeller unternehmen, ganz selbstverständlich mit dem bekannten Reinlichkeitsgeschick getan, so sicher als manche Bauern und Fabrikbesitzer anderswo geradezu ignorieren, *dass die Arbeit weniger zur Last fällt, das Leben würziger ist mit etwas Schönheitssinn im Betrieb und um die Fabriken und Bauernhäuser herum*.

Man besichtige die Gruben der Kohlenreviere, erlebe das elende Gefühl ob des Aussehens jener Fabrikgegenden, schaue sich um bei den Bergwerksleuten daheim in ihrer proletarischen Verfassung und erinnere sich beim anzutreffenden Trinkerei und der Tuberkulose an jenen Kohlenstaub und die ganze Arbeit abseits des Sonnenlichtes: *wie wohl es einem dann beim Gedanken an ein Land in Grün und mit weisser Kohle, beim Gedanken an die so reinliche Stickerei und Weberei und bei der Besinnung auf das so*

Spielende, Reine, Aufgeräumte,

das eben nicht nur einen entscheidenden Einfluss hatte auf den bisweilen fast unnachahmlichen Sparsinn, sondern auch auf jenes den alten lachenden Innerrhodern so wohl anstehende gemächliche »häch-häch-häch-häch«.

Ein weicher, sammetartiger Rasenteppich, schreibt der Amerikaner Taylor im Atlantic Monthly, breite sich über die

ganze Landschaft (Appenzell) aus und bedecke die Wellenfläche nur da nicht, wo die Felsen durchbrechen und weiter: »Es gibt kein grüneres Land auf Erden . . . *Die ganze Gegend hat eine Weichheit und einen Farbenglanz, wie ich das noch nirgends in der Welt gesehen habe.* Das Gras ist nach seiner Pflege so üppig und nahrhaft geworden für das Vieh, dass die Bewohner kaum einen Flecken Boden zu einem Gemüsegarten entbehren wollen, weil derselbe Flächenraum an Heu mehr Nutzen bringe. Das Gras wächst bis vor die Türe, und es tut den Leuten weh, Fusswege zu den Nachbargütern anzulegen.« Dazu muss man jenen Appenzeller Jodel hören mit einer ungemein wohlenden, sennisch gemächlischen Melodie, in dem es u. a. sogar heisst, es könne auf der Welt »nütz töllersch gee, as doo bim Vechli wääde, wett's lieber no as Rotsherr see: seb chönnt m'r no vetlääde. Dürüdürü, düjä . . .«

Namentlich auch französische und englische Schriftsteller und Gelehrte haben sich immer wieder dahin ausgesprochen, es liege über dem Ganzen etwas Lebensfrohes und Glückliches, etwas Frisches und Gesundes, so wörtlich der bekannte französische Geograph und Reisende Robert. Der aus Marseille kommende Politiker und Schriftsteller Baron d'Haussez hatte einen derartigen Eindruck, dass er in seinem Werk über die Alpen und Donauländer schrieb, man sollte hierher (ins Appenzellerland) kommen, um durch den Anblick eine Seelenkur zu machen . . . Und besonders zeigt das folgende ausländische Urteil, wie sehr der Ruf sich aufbaut auf grösster Reinlichkeit und wie sehr zugleich die Appenzeller auf der Hut sein müssen, diesen auch wirtschaftlichen Aktivposten nicht zu verlieren:

»In einer Beziehung gleichen sich alle diese ländlichen Wohnungen, *nämlich in der Sauberkeit, die ihr einziger Aussenschmuck ist . . .* Auch im Innern herrscht grosse Reinlichkeit. Ueberall ist eine Ordnung, die das Auge erfreut. Man fühlt das Glück aus diesen Wohnungen heraus . . . Das Aeussere der Häuser in Gais, wo ich mich besonders gern aufhielt, ist so gepflegt, dass kein Maler die schönen Einzelheiten dieser ländlichen Wohnungen besser treffen könnte. Ich habe an verschiedenen Orten der Schweiz, besonders in den Kantonen Waadt, Bern und Zürich, grössern Reichtum und grössere Prachtentfaltung gefunden, *aber nirgends eine so ausgesprochene Reinlichkeit wie hier.* Von der Schwelle der Häuser, die täglich mit frischem

Wasser gewaschen wird, bis hinauf zum glänzenden Pfeil des Blitzableiters ist die Einfachheit mit gutem Geschmack verbunden. Wenn man daraus auf die Liebe der Bewohner zu ihrer Wohnstätte schliessen darf, so sind in dieser Beziehung die Appenzeller das glücklichste Volk der Erde, wie sie auch das freieste sein mögen.«¹⁾

Eine kritische Rechenschaft zeigt indes, dass dieses Aufgeräumte an Land und Menschen für das appenzellische Kurwesen als rettendes Salz einfach unentbehrlich ist, heute schon gar, wo ganz andere medizinische Ansichten gelten, wo Hochgebirge und Ultraviolettlicht den mittleren Höhenlagen vorgezogen werden, wo die berühmten Schottenkuren von einst und die schneeweissen Gitzi in Vergessenheit geraten sind, wo ob der Abschliessung viele Kurgäste ausbleiben und gleichzeitig der Schweizer andere Länder erleben will (mit Recht; die Frage ist offenbar auch hier die richtige Dosierung), während die Zürcher Aristokraten des 18. Jahrhunderts so sehr am Appenzellerland hingen und Sinn hatten für das, was der Komponist des Landsgemeindeliedes in seinem »Appenzeller Liedli« feststellte:

»Luegid au die Dörfer aa — chönnets schöner see? Alls so suuber dromm ond dra, g'wäsche wie de Schnee. D'Feeschter glitzeret i de Sonne — vor-em Huus en chüele Bronne, nebe-n-a e Gartebett — 's ischt gad tondersnett!«

Ganz ebenso ist die Reinlichkeit einfach Vorbedingung für die andere und noch wichtigere Seite der appenzellischen Wirtschaft, für die Textilindustrie. Denn liegt nicht im Reinlichkeits- und Ordnungssinn ein Grund, warum die appenzellische Weberei und die von Gerhard Hauptmann dramatisierte schlesische Weberei ganz verschiedene Wege gingen? Die eine bewegte sich in der Richtung der Qualität (Plattstich, Seidenbeuteltuch) und konnte sich erhalten, fürs Appenzellerland ein Glück bei seiner Bodengestaltung und Verkehrslage. Die andere bewegte sich, um mit Gustav Schmoller zu sprechen, von der Qualität weg, konnte den Webern nichts Kostspieliges mehr anvertrauen und ging unter vor Generationen.²⁾

So hat der scheinbar nicht in eine ökonomische Betrachtung gehörende *Reinlichkeitssinn bald der appenzellischen In-*

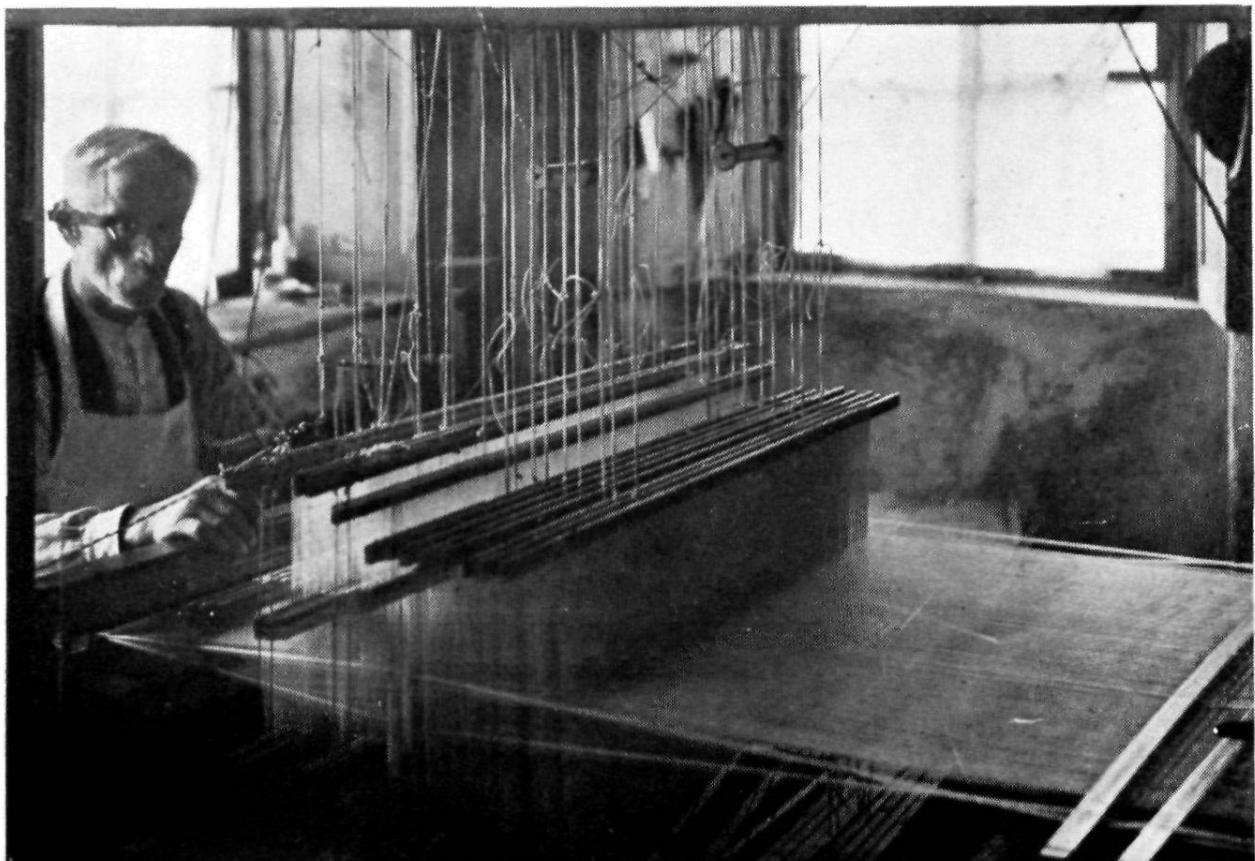
¹⁾ Auszüge . . . von Prof. Dr. Hunziker in Trogen, App. Jahrbuch, 1936.

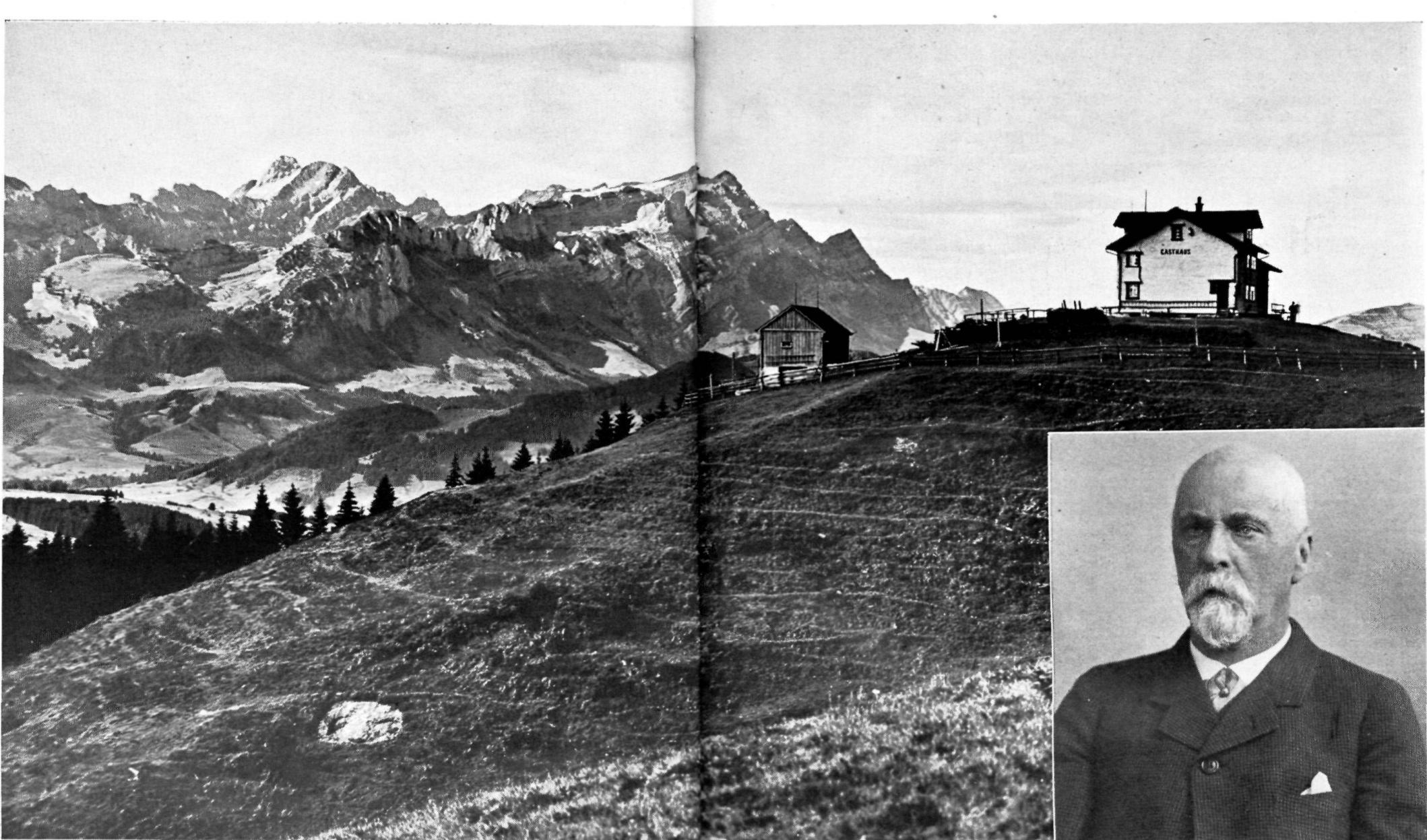
²⁾ G. Schmoller, Entwicklung und Krisis der deutschen Weberei im 19. Jahrhundert.



Photoglob.

Die eigentümliche und froh anmutende Aufgeräumtheit im Appenzellischen, verbunden mit einem ausgeprägten Reinlichkeits- und Ordnungssinn, der bald die sauberen Industrien förderte und bald von diesen gesteigert wurde (S. 140) und in Ausserrhoden mithalf, die Weberei zu erhalten.





Photoglob.

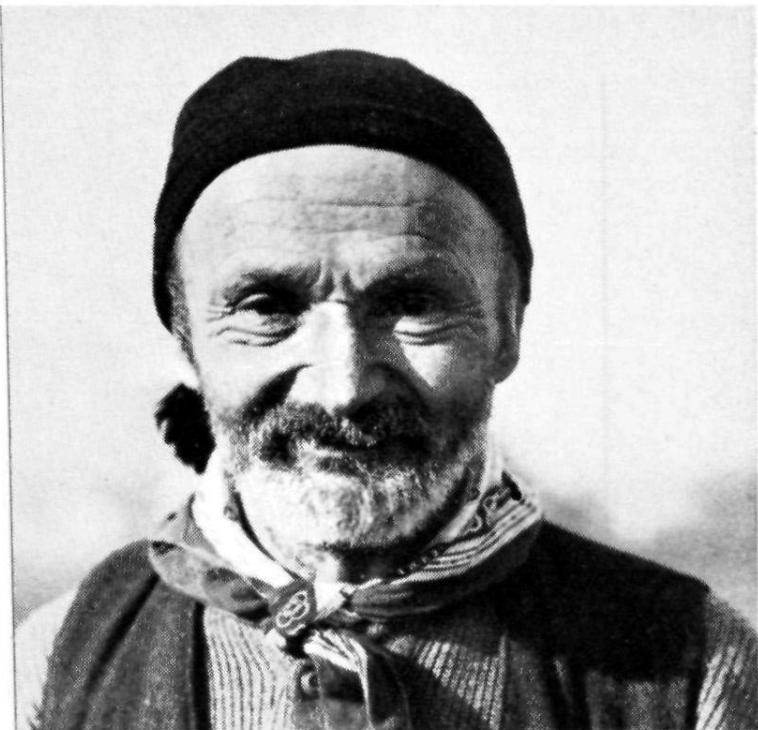
Die appenzellische Hügel- und Bergwelt erwies sich als ein Refugium.
(Kap. II, S. 57, Anklänge an die romanische Gesinnung.)

Und mitten durch das Appenzellerland ging die Trennungslinie . . über den Säntis, Gäbris . .
(Kap. IV, S. 88, Zweierlei Appenzeller.)

«Wie oft stand er (Arthur Schiess) droben . . Es verging kaum eine Woche . .» Denn das
habe den grossen Kaufmann und Wohltäter in seiner Geschäftsergie und in seinem
Lebenswerk immer wieder zu innerst gefördert.

(S. 133, Imponderabilien des Standortes und der Gesinnung.)
Und «obschon seit langen Jahren in der Fremde (J. H., Kaufmann und schweiz. Konsul in
Barcelona) bewahrte er doch seine glühende Liebe zur Heimat. Nie führten ihn die Geschäfte
in die Schweiz, ohne dass er seine Appenzeller Höhen kürzere oder längere Zeit
besucht hätte». (S. 133, auch wirtschaftliche Aktivposten.)

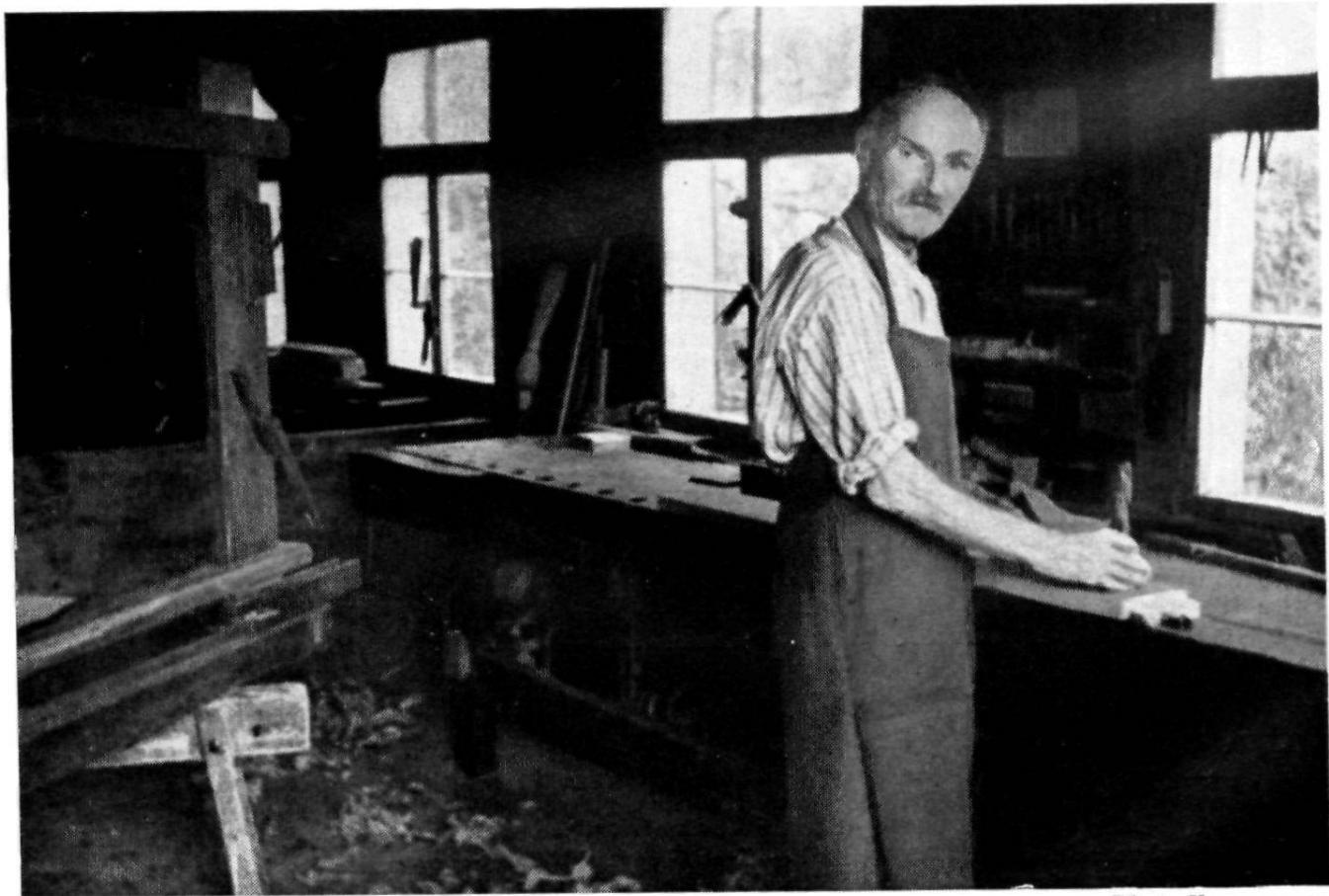
Arthur Schiess.



«... i lebe nöd so kostli, wohl isch-mer glych
deby.» (S. 122.)



Ein Kurzenberger Sticker, der trotz sei-
ner 7 Jahrzehnte auf dem Buckel und
der wechselvollen Zeiten in der Maschi-
nenstickerei doch immer noch seinen
Humor hat.



Phot. Hausamann.

Er ist 70 Jahre alt und arbeitet noch fleissig als Appenzeller Webegeschirr-Schreiner auf seinem Kurzen-
berger Pflaumen-Gütchen in spielender Aussicht ob dem See. Geht es ihm auch nicht rosig, freut er
sich doch seines Lebens noch genau wie in seiner Jugend.

dustrie gerufen und die Weberei erhalten und bald die saubere Industrie die sauberen Hände gefördert. Gesinnung und Wirtschaft haben einander in stetiger Ueberkompensation gesteigert zu einem spiritus purus rectificatus, der auch der appenzellischen Handstickerei zu ihrem Weltruf verhalf und sie heute noch und weiter leben lässt, wenn schon Schwarzseher ihr, übrigens seitdem sie besteht, bei jeder Wendung den sichern und eben zu erwartenden Untergang prophezeien.

»Die Beschäftigungsmöglichkeit in der Handstickerei war im Berichtsjahr sehr befriedigend. *Zeitweise bestand sogar grosse Nachfrage nach Arbeitskräften*, so dass es ratsam erschien, für die Ausbildung einer grössern Anzahl neuer Stickerinnen zu sorgen. Es wurden deshalb zwei kantonale Fachkurse durchgeführt. Der erste fand statt vom 4. Januar bis 6. März 1937 und war von 50 Schülerinnen besucht: der zweite mit 72 Teilnehmerinnen dauerte vom 4. Oktober bis 4. Dezember 1937.« (Geschäftsbericht Staatsverw. I. Rh. 1937.)

Und noch eines verstehen wir nun umso besser: *förderte die Liebe zur Reinlichkeit nicht auch die Liebe zum Heim, diese wieder die Konkurrenzfähigkeit der Heimarbeit und ferner jenen Zug ins Freie, Selbständige?* »Der Appenzeller befindet sich nirgends so glücklich als in seiner Hütte«, stellte schon Dr. Hirzel fest, und solange hat sich der Zug von Generation zu Generation vererbt, dass selbst die höchsten appenzellischen Magistraten gestehen, es gehe ihnen auch so. »In der Stille wuchs das Lebenswerk des Wohltäters, in der Stille seines Gartens und seines Hauses«, schreibt der Biograph vom grossen Spender Arthur Schiess. »Er huldigte dem englischen Sprüchlein ‚My house is my castle‘ und dem alten, weisen französischen Staatsmann Tailleyrand, der, wenn er vor schwierigen Fragen stand, Weisung zu geben pflegte, er habe eine wichtige Konferenz und dürfe nicht gestört werden. Die »Konferenz« bestand darin, dass er allein im Garten an frischer Luft spazierte, in aller Ruhe nachdachte, sich auf's Ohr legte, schlief und beim Erwachen den letzten Strich tat unter den langsam und klar durchreiften Entschluss.

Ganz ebenso begreifen wir, dass diese Art auf die übrige Lebensweise einwirkte, etwa im Sinne jenes altappenzellischen Rezeptes: kein Medikament, kein Mittelchen, dafür weniger essen, mehr Bewegung an frischer Luft und eine gute Nacht. Und wer mit den besten unter den appenzellischen Fabrikan-

ten, Journalisten usw. die Arbeit beginnen will, muss um 5 Uhr oder jedenfalls früh aufstehen; denn offenbar sind die »Optimisten« auch hierin, wie in so vielem, mit dem »Pessimist« Schopenhauer einverstanden, der Morgen sei die Geburt (der guten Gedanken), der späte Abend der Tod, und selbst noch ihre Häuser stehen — man fahre von Altstätten nach Trogen — mit der Fensterfront nach der Morgen- bis 11 Uhr-Sonne. Es heisst denn, die Appenzeller leben so etwas wie unter einem eigenen Himmel. Nur seien sie besorgt, dass das Gesagte allzeit durch das *Sein* überzeuge und niemand das Lokalstölzlein übelnehme.

(35) Zusammenfassend darf gesagt werden, dass diese Punkte (29—34) einige Lichtblicke geworfen haben in unsere Problemstellung von der appenzellischen Wirtschaftszähigkeit (VI). Sie und die vorher beschriebenen Umstände (I—V), darunter auch die schweizerische Selbstverwaltung, dank derer das Land weniger mit Kriegen überzogen wurde, erzeugten einen gewiss relativen, doch bekannten

Frohmut.

Einmal ist nicht abzustreiten, dass man anderswo manches sehr oft schwerer nimmt.

Der gütige Sombart folgert z. B. aus der Tatsache, dass ein Arbeiter auf seinen Wanderzügen durch die Schweiz, Süd- und Norddeutschland in verschiedenen Berufen tätig war, auf die ganz furchtbare Eigenart des heutigen Wirtschaftssystems, unter dem sich »ein Gefühl der Berufszugehörigkeit und also auch das Bewusstsein einer Berufsgemeinschaft nur schwer zu entwickeln vermöge«. (»Das Proletariat«, S. 64.) Kommt derselbe junge Mann dagegen in Appenzeller Kreise, wird man ihm zu seiner Walz noch ein Kompliment machen, *so, dann habe er schon etwas gesehen von der Welt und vom Leben (von verschiedenen Berufen)*.

Das simple Beispiel aber verdiente keine Erwähnung, wäre es nicht typisch für einen viel grössern Zusammenhang. Es ist wohl möglich, dass die andere Lebensform nicht nur Werbemittel ist für den Fremdenverkehr, sondern *eine heilsame Kraft hat in Tagen der Wirtschaftssorge*, dass sie beisteuert, den Menschen zum Menschen näher zu führen. Wenn im Leben jene Missgeschicke eintreten, die kein anderes Wirt-

schaftssystem beseitigt, ist es nicht gleichgültig, ob die innere Zufriedenheit immer noch Licht durchlässt.

Eine Probe an Erscheinungsformen!

»Das Einigungsamt ist, wie im Vorjahr, in keinem Falle angerufen worden. Wenn die Behörde auch fernerhin nicht mehr in Anspruch genommen wird, steht zu befürchten (!), dass sie verrostet (!).« (Geschäftsbericht Staatsverw. I. Rh. 1931, S. 87.)

Zur Innerrhoderin, die »gern stickt und die Arbeit nicht als etwas Lästiges, Mühseliges, Peinliches findet«, gesellt sich der Appenzeller Bauer: auch trotz der harten Existenz ist »das Heuen und Emden hier erst noch ein halbes Fest. Am frühen Morgen ziehen die Grasmäher jauchzend auf die Wiesen, und einer sucht den andern in der Geschicklichkeit des Mähens zu übertreffen... Es steht der Mostkrug immer in Bereitschaft, und die Ernte endet mit einem lustigen Schmaus.«

Wo der Beruf erträglich ist, hat der Berufsname folglich auch ehrenwerten Klang. So unterschrieb sich ein Vorderländer, Mauser von Beruf, in seiner Heiratsanzeige in der Zeitung jeweils als »der onderirdisch Revierförster«. Er brachte offenbar auch für dieses Metier noch genug Freude und Stolz auf.

»Ein beneidenswerter Humor und schlagfertiger Witz waren ihm als schöne Gaben auf den Lebensweg gestreut und halfen dem Fabrikanten leicht über schwere Schicksals-schläge hinweg«, und »er war ein wohlwollender Arbeitgeber.«

»Vom Pessimismus des Alters war dem Greis nichts anzumerken... Die Art, wie er den Verlust seines Vermögens ertrug, ist kennzeichnend für seine Reife.«

Für einen Mediziner wäre es eine interessante Arbeit, sogar zu registrieren, dass bei dieser Wirtschaftsgesinnung auch das *Schlussexamen* alles Wirtschaftens nicht schwerer ist.

Man könnte umgekehrt an die Art denken, wie der Ehrendoktor, der uns so manche Begebenheiten gesammelt hat, Abschied nahm. »Der letzte Freundesbesuch beim Schwerkranken«, schreibt sein Biograph: »Mühsam richtete er sich aus dem Kissen auf, still wehmütig lächelte er vor sich hin, bot die Hand, dankte für gute Freundschaft und entliess den Gehenden mit einem leisen „Jüchzerli“.

Vielleicht vermag dieser seelische Zusammenhang *die niedrige Sterblichkeit* noch von einer Seite zu beleuchten. Falls dem so ist, hat jeder, der ob seiner Gesinnung den andern ständig einredet, sie seien unglücklich und selbst das Frohsein immer wieder hinausschiebt, sich ehrlich zu fragen, ob er am Ende nicht doch der ärmere ist als etwa jener unlängst verstorbene Weber, der bis ins Pianissimo des höchsten silbergrauen Alters im Kreise des Wolfhaldener Männerchors, jeweils die Augen schliessend, ergreifend schön den Tenor führte. War er, dem die Wirtschaft nicht Selbstzweck sein konnte, der unglücklichere als jene überseeischen Farmer, die alles nur auf die eine Karte Geld setzen? *Wäre an Appenzell kein anderer Zug mehr zu registrieren, als Menschen, die abseits stehen vom sofort gebrauchten Wort »Krisis, Krisis, Krisis« und der dann wirklich eintretenden Psychose, könnte man immer noch nicht denken, an dieser alten Welt sei Hopfen und Malz verloren.*

Aber es sei zugegeben, dass die Leidenden der einen Sorte den andern auch einen Dienst erweisen gemäss der einfachen Aesopschen Fabel von den lebensüberdrüssigen Hasen, die ob des ständig in Aengsten Wirtschaftenmüssens beschlossen, sich des Lebens zu entledigen. Sie wollten sich ersäufen: als die Langohren aber an den Teich kamen, wo die Frösche vor Furcht ins Wasser flohen, hörten und sahen sie, dass auch andere sich ängstigen. Von da an waren sie wieder froh.

Literaturauszug.

Kantonale Gesetzessammlung Appenzell A. Rh., App. I. Rh. — Rechenschaftsberichte des Regierungsrates A. Rh. — Geschäftsberichte über die Staatsverwaltung I. Rh. — Staatsrechnungen. — Berichte des Kaufm. Dir. St. Gallen. — Appenzellische Jahrbücher, 1854—1937. — Appenzellische Presse. — Alfred Tobler, Der Appenzellerwitz, 1902. — Hans Ruckstuhl . . ., Referate zur Motion Eugster, 1905. — Carl Neff, Die Appenzeller Handstickerei-Industrie, Diss. Bern, 1929. — Anton Neyer, Der Finanzhaushalt des Kts. App. A. Rh., Diss. Bern, 1926. — Otto Jaeggy, Die Steuern des Kts. App. A. Rh. seit 1890, Diss. Zürich, 1938. — Eugen Grossmann, Ueber die Wirtschaftsgesinnung des Schweizervolkes, Zeitschr. f. schweiz. Stat. u. Volksw., 1930, 33 u. 37.